

Überleben in Angst



Vier Juden berichten über ihre Zeit im Volkswagenwerk in den Jahren 1943 bis 1945





Die Autoren

Moshe Shen, Jg. 1930 · Julie Nicholson, Jg. 1922 · Sara Frenkel, Jg. 1922 · Sally Perel, Jg. 1925 · Susanne Urban, Jg. 1968

Impressum

Herausgeber

für das Konzernarchiv der Volkswagen Aktiengesellschaft
Dieter Landenberger, Ulrike Gutzmann

Übersetzung Susanne Urban

Redaktion Esther Krug

Gestaltung con@eptdesign, Günter Illner, Worms

Druck Hoehl-Druck, Bad Hersfeld

ISSN 1615-0201

ISBN 978-3-935112-21-5

© Volkswagen Aktiengesellschaft

Wolfsburg 2005

Ausgabe 2023

Überleben in Angst

Vier Juden berichten über ihre Zeit im Volkswagenwerk in den Jahren 1943 bis 1945

Mit einem Beitrag von Susanne Urban

Koordinaten jüdischer Erinnerung.

Jüdische Zwangsarbeiter und Juden mit falschen Papieren im Volkswagenwerk

Susanne Urban _____ S. 6

- I. Zwangsarbeit im Volkswagenwerk
- II. Erinnerungsstrukturen
- III. Vier Lebenslinien

Moshe Shen _____ S. 20

Überleben war für uns KZ-Häftlinge eine Frage der Zeit

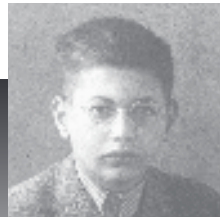
- Kindheit und ein strenger Vater
- Zu spät zur Flucht
- Auschwitz
- Häftlingsauswahl für das Volkswagenwerk
- Isolation und Arbeit an der „Geheimwaffe“
- Begegnung mit Deutschen
- Auschwitz entronnen?
- Blindgänger und Erinnerungen

Julie Nicholson _____ S. 34

Die Geschichte zu bewahren und daraus zu lernen, das ist ein wichtiger Auftrag

- Behütete Kindheit
- Verhaftung in Budapest
- Auschwitz
- Alltag in Auschwitz
- Arbeit in Auschwitz
- Begegnung mit Mengele
- Von Auschwitz nach Bergen-Belsen
- Kontaktversuch mit der Familie

Inhalt



- Das Konzentrationslager Tiercelet
- „Lager Rebstock“ in Dernau
- Eine unterirdische Höhle
- Angst
- Sabotage
- Endstation Bergen-Belsen
- Nach der Befreiung
- Die Familie war ausgelöscht
- Nach Israel

- Alltag im Volkswagenwerk
- Arbeit im Werk
- Kontakte
- Im Krankenrevier
- Räumung des Lagers
- Befreiung
- Nachricht von der Familie
- Zurück nach Cluj
- In Bukarest
- Von Bukarest nach Australien
- Leben als Auftrag

Sara Frenkel _____ S. 54

Die Angst war immer da

Familie

Deutsche Besatzung

Flucht aufs Land

Eine Nacht in Majdanek

Liquidationen

Den Tod im Nacken

Falsche Papiere

Von Versteck zu Versteck



Der helfende Priester

Nach Deutschland

Barackenlager

Krankenschwestern im Stadtkrankenhaus

Der Arzt

Das Barackenkrankenhaus

Patienten

Mädchen aus Auschwitz

Die sterbenden Kinder

Sophie

Mord an einem Piloten

Gute Katholiken

Juden mit falschen Papieren

Angst

Das Leben danach

Erinnerung an die Kinder

Einsamkeit

Sally Perel _____ S. 72

Die Angst vor der Entdeckung war mein ständiger Begleiter

Von Peine nach Łódź

Von Łódź nach Grodno

Ein Albtraum

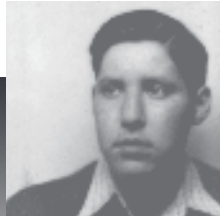
Ein Jude wird Volksdeutscher

Die Rettung war Zufall

Die Geburt von Jupp

Keinen Widerstand erlebt

Prominente Fürsprecher



Das Heim in Braunschweig

Lehrling im Vorwerk

Erziehung zum Nationalsozialismus

Selbstverleugnung

Eine zweite Haut

Zwangsarbeiter bei Volkswagen

Angst

Ideologie und Judenwitz

Suche in Łódź

Bomben auf Braunschweig

Befreiung

Ich bin Jude

Wieder Dolmetscher

Hauptsache überlebt

Gespaltene Erinnerungen

Kein Hass

Die Abtrennung von Jupp

Anmerkungen _____ S. 94

Koordinaten jüdischer Erinnerung

Jüdische Zwangsarbeiter und Juden mit falschen Papieren im Volkswagenwerk

SUSANNE URBAN

I. Zwangsarbeit im Volkswagenwerk

Jüdinnen und Juden stellten während des Zweiten Weltkrieges in deutschen Rüstungsunternehmen in vielerlei Hinsicht eine Ausnahme dar. Unter den rund zehn Millionen Zwangsarbeitern der deutschen Kriegswirtschaft bildeten sie nur eine schätzungsweise 100 000 Personen umfassende Minderheit. Ihr Überleben war der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik abgetrotzt, der die Mehrheit der Juden im deutschen Machtbereich zum Opfer fiel. Der Völkermord an den europäischen Juden bildete das zentrale Ziel, die Zwangsarbeit von Jüdinnen und Juden in den Konzentrationslagern, auf den Baustellen der NS-Macht oder in der Rüstungsproduktion die Nebenlinie zur beabsichtigten Tötung in den NS-Vernichtungsstätten. Eine Auseinandersetzung mit der Situation der Betroffenen und ihrer heuti-

gen Erinnerung wird diesen Umstand angemessen zu berücksichtigen haben.¹

Als im Mai 1944 die ersten 300 Juden, Männer aus Ungarn, aus dem Konzentrationslager Auschwitz deportiert wurden, um im Volkswagenwerk bei der Montage der Flugbombe Fi 103 eingesetzt zu werden, mussten dort bereits fast 12 000 Menschen, und damit die Mehrzahl der 18 000-köpfigen Belegschaft, Zwangsarbeit verrichten. Männer, Frauen und Kinder, die meisten stammten aus der damaligen Sowjetunion, aus Polen, Frankreich und Italien, litten unter der rassistisch hierarchisierten Behandlung, der gestuft schlechten Ernährung, der harten und oft ungewohnten Industriearbeit und der strafenden Allmacht deutscher Vorgesetzter und Bewacher. Beginnend im Sommer 1940, war eine wachsende Zahl Zwangsarbeiter der deutschen

Arbeiterschaft als eine Art von ausländischem Subproletariat unterschichtet worden, sofern die Deutschen nicht zur Wehrmacht einberufen wurden.² Einschließlich der Fluktuation wird die Gesamtzahl der Betroffenen auf 20 000 Personen aus ganz Europa geschätzt.³

Die 300 jüdischen Männer waren keineswegs die ersten KZ-Häftlinge im Volkswagenwerk, wo bereits zwischen April und Oktober 1942 ein Konzentrationslager bestanden hatte. Die Insassen des euphemistisch als „Arbeitsdorf“ benannten Konzentrationslagers stellten politische Häftlinge aus Deutschland, Polen, der Sowjetunion, aber auch so genannte Asoziale.⁴ Zu Beginn des Funktionswandels der Konzentrationslager, die seit der Jahreswende 1941/42 verstärkt ihr Arbeitskräftepotential für wirtschaftliche Zwecke nutzen sollten, war ein Zwangsarbeitseinsatz von jüdischen

Häftlingen auf dem Gebiet des Deutschen Reiches noch nicht vorgesehen.⁵ Als aus Deutschland beschleunigt Deportationstransporte „nach Osten“ abgingen, war in den besetzten Territorien des „Generalgouvernements“ oder auch der Sowjetunion die Zwangsarbeit von Juden in den Ghettos, für die Wehrmacht oder bei kriegsbedingten Verkehrsbauten ebenso Alltag geworden wie die Tötung der meisten Ankommenen.⁶ Bereits im Protokoll der Wannsee-Konferenz vom 20. Januar 1942 war hinsichtlich der jüdischen Zwangsarbeit in Osteuropa festgehalten worden: „Unter entsprechender Leitung sollen nun im Zuge der Endlösung die Juden in geeigneter Weise (...) zum Arbeitsinsatz kommen. In großen Arbeitskolonnen (...) werden die arbeitsfähigen Juden straßenbauend in diese Gebiete geführt, wobei zweifellos ein Großteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird. Der (...) verbleibende Restbestand wird ... entsprechend behandelt werden müssen.“⁷ Die zuvor im März 1941 vom Reichsführer-SS Heinrich Himmler entwickelte Idee, aus den „Umsiedlungsmaßnahmen“ in den annektierten Gebieten Polens anfallenden „Judenkontingenten“ Bauarbeiter für die Fortsetzung des Wohnungsbaus in der „Stadt des KdF-Wagens“ zu gewinnen und zusätzlich 3 000 polnische Juden in einem eigens zu errichtenden Konzentrationslager unterzubringen, scheiterte am Ende an der Weigerung Hitlers, einer Verlegung polnischer Juden ins Reichsinnere zuzustimmen. Werksseitig stieß der Himmler-Plan durchaus auf Interesse, hätte doch dies dem für die Friedensplanungen bedeutsamen, aber durch Arbeitskräftemangel beeinträchtigten Stadtbau zusätzliche Impulse verleihen können.⁸ Dass aber seitens des Volkswagenwerks die Rekrutierung von Juden und KZ-Häftlingen erwogen wurde, während die örtlichen NS-Funktionäre Bedenken gegen eine Unterbringung solcher

Arbeitskräfte in der „Stadt des KdF-Wagens“ geltend machten, zeigt aber auch den selbstverständlich gewordenen Rückgriff auf Zwangsarbeiter der unterschiedlichsten Kategorie. Zwangsarbeit wurde alsbald alltäglich und beabsichtigt in die industrielle Arbeitsteilung des Unternehmens integriert. Otto Dyckhoff, Technischer Direktor des Volkswagenwerks, entwarf einen Plan zur ethnischen Hierarchisierung der Arbeit und wollte für die Bedienung einfacher Maschinen „primitivere Menschen aus dem Osten und Süden“ heranziehen, während die höherwertigen Arbeiten Deutschen vorbehalten blieben.⁹

Tatsächlich bildete sich parallel zur Ausweitung des deutschen Machtbereichs zwangsweise eine multiethnische Belegschaft heraus, nachdem in verschiedensten europäischen Ländern Zivilarbeiter angeworben, unter Druck „rekrutiert“ oder von der Straße weg verhaftet sowie französische und sowjetische Kriegsgefangene und nach Oktober 1943 auch italienische Militärinternierte in das System der Zwangsarbeit integriert worden waren. Durch die nach der deutschen Niederlage in Stalingrad angestrebte Ausweitung der Rüstungsproduktion blieb der Arbeitskräftemangel bestehen, so dass seit Frühjahr 1944 im Zusammenhang mit der Forcierung der Dezentralisierung und Untertageverlagerung der Rüstungsproduktion neuerlich auf KZ-Häftlinge zurückgegriffen wurde, um die Arbeitskräftelücken zu füllen. Hatte Ferdinand Porsche im März 1944 persönlich bei Heinrich Himmler interveniert, um 3 500 KZ-Häftlinge für den Ausbau und Betrieb einer Untertagefabrik in Lothringen zu erhalten, traf parallel dazu im April 1944 auf dem südwestlich des Volkswagenwerks gelegenen Laagberg ein Häftlingskommando von 800 Männern aus dem KZ Neuen-gamme ein, um dort eine Massenunterkunft zu errichten.¹⁰ Nur einen Monat später wurde eine Waschkaue im Sockel-

geschoss der Halle 1 für die Unterbringung von 300 Häftlingen vorbereitet, die als vorgesehene Stammmannschaft des KZ-Großserienbetriebs in Lothringen in die Montage der Flugbombe Fi 103 („V 1“) eingewiesen werden sollten. Die militärische Besetzung Ungarns hatte im März 1944 auch die bislang dort vor den NS-Vernichtungsmaßnahmen sicheren Juden unter deutsche Herrschaft gebracht. Da durch die militärischen Erfolge der Alliierten der Zugriff auf neue Arbeitskräfte stark eingeschränkt worden war, boten sich ungarische Juden trotz der von Adolf Eichmann vor Ort organisierten Mordmaschinerie als Ersatz für die ausbleibenden Zwangsarbeiter aus der UdSSR an. Wenn auch das Gros der mit Zügen nach Auschwitz Deportierten nach ihrer Ankunft auf der Rampe für den Tod in der Gaskammer selektiert wurde, kam doch ein kleinerer Teil in das Häftlingslager Auschwitz-Monowitz, um im dortigen Außenlager-System oder auch in weit westlich gelegenen Industriebetrieben Zwangsarbeit zu leisten.¹¹

Das Volkswagenwerk schickte im Mai 1944 zur Auswahl von KZ-Häftlingsarbeitern den Betriebsingenieur Arthur Schmiele nach Auschwitz-Monowitz, der durch Biegetests und Umrechnungsaufgaben die für Metallarbeiten Vorkualifizierten heraussuchte und mit der SS-Wachmannschaft zum Volkswagenwerk in Marsch setzte. Hier waren die Unterkunftsräume mit Doppelstockbetten und die Arbeitsstätte durch eine hermetische Abtrennung für den Häftlingseinsatz vorbereitet worden. Nach dem traumatisierenden Schock im Konzentrationslager Auschwitz bewirkten die durch den Maschinentakt vorgegebene Arbeit, aber auch die regelmäßige Versorgung, dass die Verhältnisse im Volkswagenwerk, wo die SS-Wachen in den Hintergrund traten, als vergleichsweise günstig empfunden wurden. Dazu hat während des rund vierwöchigen Aufent-

halts sicherlich auch das Ausbleiben von Todesfällen beigetragen.¹²

Kurz nach dem schweren Bombenangriff auf das Volkswagenwerk am 29. Juni 1944 erfolgte der Abtransport des Häftlingskommandos ins lothringische Tiercelet, wo eine Eisenerzgrube zu einer Untertagefabrik ausgebaut werden sollte. Dort traf die Gruppe auf weitere 500 Juden, die Mitte Juni 1944 direkt aus Auschwitz nach Tiercelet gebracht worden waren, um die baulichen Voraussetzungen für die Maschinenaufstellung zu schaffen, aber auch um ein Krematorium zu bauen. Das ursprünglich für bis zu 10 000 jüdische KZ-Häftlinge vorgesehene Außenkommando des Konzentrationslagers Natzweiler erreichte nur eine Stärke von maximal 861 KZ-Häftlingen, und trotz aller Arbeitshetze gelang eine Produktionsaufnahme vor dem Eintreffen der alliierten Streitkräfte Ende August 1944 nicht mehr.¹³ Die Odyssee der Angst und Auszehrung ging für die Häftlinge jedoch noch weiter. Während 500 Juden in das Außenlager Kochendorf verlegt wurden,¹⁴ um dort eine unterirdische Fertigungsstätte für Strahltriebwerke auszubauen, kamen die 300 Spezialarbeiter nach Dernau, wo in einem Eisenbahntunnel eine Montagelinie für die Fi 103 errichtet worden war.¹⁵ Ende September 1944 kommandierte die SS die 300 Häftlinge in das KZ Mittelbau ab, wo die staatliche Mittelwerk GmbH, die im Oktober das Volkswagenwerk als „Hauptauftragsnehmer“ ablöste,¹⁶ die Serienfertigung der Fi 103 konzentrierte. Dort der alleinigen Macht der SS ausgesetzt, begann das Sterben der Häftlinge, so dass nur noch ein Drittel der Gruppe das Kriegsende erlebte.¹⁷ Die Arbeitsbedingungen waren hier für Juden besonders hart und ihre Verpflegung gestaltete sich besonders schlecht, so dass die Zwangsarbeit von Juden mit deren Vernichtung einherging. Hierzu bildete die Lage der KZ-Häftlinge in der unmittelba-

ren Rüstungsproduktion des „Hauptwerks“ einen deutlichen Kontrast. Die 550 ungarischen Jüdinnen aus Auschwitz, die Ende Juli 1944 anstelle der jüdischen Männer in der Halle 1 des Volkswagenwerks untergebracht wurden, erinnern die Unterbringung, die Verpflegung und auch die Arbeit insgesamt als nicht lebensbedrohend. Die Herstellung von Tellerminen und Panzerfäusten bedeutete für sie nicht die „Vernichtung durch Arbeit“, sondern einen Zeitaufschub. Der Tod einzelner Häftlinge stellte klar, dass der effiziente Arbeitseinsatz – die Häftlinge hatten die zuvor von „Ostarbeiterinnen“ besetzten Arbeitsplätze an der Montagelinie übernommen – die Gewaltsamkeiten des KZ-Systems nicht außer Kraft setzte. In der Erinnerung der Überlebenden wird immer wieder die Monotonie der Tätigkeit betont, während die Brutalität der SS-Wachen oder der deutschen Vorarbeiter kaum in Erscheinung treten. Gleichwohl blieb die Todesangst Begleiter der nach Verstärkungstransporten aus den Konzentrationslager Dachau oder aus dem Außenkommando Porta auf etwa 650 Frauen angewachsenen Häftlingsgruppe. Insbesondere auch auf dem Räumungstransport in Richtung Salzwedel wuchs die Befürchtung, quasi in den letzten Stunden des NS-Regimes doch noch ermordet zu werden. Glücklicherweise befreiten amerikanische Truppen die Frauen, bevor die Bewacher Massaker verübten, wie dies etwa in Gardelegen der Fall war.¹⁸

Im Rahmen der Untertageverlagerung von Produktionskapazitäten in eine Asphaltgrube in der Nähe von Eschershausen kamen seit Mitte September 1944 zunächst 250 männliche KZ-Häftlinge, vornehmlich Russen, aus dem Konzentrationslager Buchenwald zum Einsatz, die in dem Außenkommando „Hecht“ in der Nähe der Ortschaft Holzen die Häftlingsunterkünfte errichteten. Bis Jahresende auf knapp 500 Häftlinge verstärkt, mussten sie vornehmlich

Straßen bauen sowie Eisenbahnschienen und Wasserleitungen verlegen. Angetrieben durch die SS-Wachen und Beauftragte der „Organisation Todt“, außerdem unzureichend versorgt und unter katastrophalen hygienischen Verhältnissen leidend, waren viele den Anstrengungen körperlich nicht gewachsen. Insgesamt wurden auf dem späteren Ehrenfriedhof mindestens 78 Tote bestattet. Zusätzlich zu einem OT-Lager in Lenne bei Vorwohle, in das von Anfang Oktober 1944 an fast 400 zuvor von den Deportationen aus dem Deutschen Reich ausgenommene Juden und so genannte „Mischlinge“ eingewiesen wurden, erhöhte sich die Zahl der KZ-Häftlinge durch die Zuweisung von etwa 500 Juden aus Buchenwald, die dort im Februar 1945 als Metallfacherbeiter ausgewählt worden waren, um zum bevorstehenden Produktionsanlauf im Verlagerungskomplex im Hils zur Verfügung zu stehen.

Die mehr als 1 000 KZ-Häftlinge, die sich Ende März 1945 in einem beklagenswerten Ernährungszustand befanden, wurden zumindest zum Teil noch weiterdeportiert. Ein Transport traf am 3. April 1945 im Hauptlager Buchenwald ein. Andere Häftlinge wurden nach Watenstedt gebracht, von wo ein gemeinsamer Räumungstransport in Richtung Bergen-Belsen abging. Nach einem Luftangriff auf Celle und der nachfolgenden Menschenjagd waren dort mehr als 2 000 Todesopfer zu beklagen.¹⁹

Gemessen an der Gesamtzahl der Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk war die Anzahl der jüdischen KZ-Häftlinge mit schätzungsweise 2 000 Personen nicht sonderlich hoch. Hinzuzurechnen sind noch die wenigen Juden, die durch die Annahme einer falschen Identität vor der Vernichtung in Auschwitz quasi in die Zwangsarbeit geflohen waren, indem etwa die polnische Jüdin Sara Bass zusammen mit ihrer Schwester Lea als katholische Polin nach Deutschland

verbracht wurde, um im Volkswagenwerk als Krankenschwester zu arbeiten. Der 1925 in Peine geborene Jude Sally Perel überlebte die Judenverfolgung als Lehrling des Volkswagenwerks in Braunschweig, nachdem er von deutschen Truppen im Operationsgebiet bei Minsk aufgegriffen worden war und der Erschießung dadurch entkam, dass er sich als „Volksdeutscher“ ausgab. Er fand mit seiner Geschichte bei den deutschen Militärs Glauben, was ihm später eine Abkommandierung zum Volkswagenwerk einbrachte, wo er die Kriegszeit überstand. Sowohl Sara Frenkel als auch Sally Perel, die getarnt Überlebenden, gehören ihrerseits der zahlenmäßig kleinen Gruppe jüdischer Überlebender an, die nur durch Zufall der Vernichtung entgingen.

II. Erinnerungsstrukturen

Erinnerung bildet im Judentum eine Zentralkategorie.²⁰ Die imperative Aufforderung „Zachor!“ – das die jüdische Gemeinschaft mahnende „Gedenke!“ und „Erinnere dich!“ – war von alters her fester Bestandteil der Religion, erhielt sich aber auch als säkularisiertes Element in der jüdischen Gemeinschaft der Moderne. Die Erinnerung bezog sich auf geschichtliche Ereignisse aus biblischer und antiker Zeit, etwa in den jüdischen Festen Pessach, Purim und Chanukka, was gleichermaßen der religiösen Selbstvergewisserung wie der gesellschaftlichen Selbstbehauptung in der Diaspora diene. Die heutige Erinnerung an die Shoah, den Völkermord an den Juden Europas, wurde in diese Tradition integriert.

Dabei entwickelten sich Erinnerung und Gedenken in dem 1948 gegründeten Staat Israel, der unmittelbar nach dem Krieg mehr als 300 000 Überlebende aufnahm und 1953 die zentrale jüdische und israelische Erinnerungs- und Forschungsstätte Yad Vashem²¹ ins Leben rief, anders als in

den jüdischen Gemeinschaften der Welt, etwa in den USA, Australien oder auch in Deutschland.

Gemeinsamer Ausgangspunkt der jüdischen Erinnerungsformen ist das Diktum von der Singularität des Holocaust, wie der israelische Historiker Yehuda Bauer erläutert. Obgleich er das 20. Jahrhundert als Zeitalter zweier Weltkriege kennzeichnet, das durchsetzt war von Genoziden, „ethnischen Säuberungen“, Massakern und Massenmorden, bleibt ihm die Judenvernichtung in der Endlosschleife der Verbrechen gegen die Menschheit bis heute einzigartig. Seinem Ursprung nach der Ideologie des Antisemitismus entsprungen, sah Bauer den Holocaust im Gegensatz zum Mord an rund 500 000 Sinti und Roma oder auch zu der Millionen Todesopfer kostenden Besatzungspolitik in Osteuropa als „ausnahmslos, total und universal“ an.²² In der NS-Ideologie und -Herrschaft kamen dem Antisemitismus und der Politik der „Endlösung“ zentrale Bedeutung zu, die unabhängig von Aufwand und Nutzen handlungsbestimmend waren, sollte doch im Zuge der Judenvernichtung quasi eine neue Welt, eine Art nationalsozialistisches Utopia entstehen. Die Singularität des Verbrechens zeigte sich zudem in der beispiellosen Erniedrigung der jüdischen Opfer vor ihrer Ermordung, ihrer vorherigen umfassenden wirtschaftlichen Ausbeutung sowie in dem Versuch, die jüdische Kultur aus dem Gedächtnis der Menschheit zu tilgen. Vor diesem Hintergrund erklärt sich die heute so herausragende Rolle der Augenzeugenberichte für die jüdische Erinnerung als wesentliches Dokumentationsmedium des Holocaust. Die Dokumente berichteten von der Fortexistenz der Juden – in Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslagern, in Verstecken und bei den Partisanen, mit falschen Papieren und unter falscher Identität. Tatsächlich griffen viele Juden während ihrer Verfolgung die Überlieferungs-

tradition der Zeugenschaft vom jüdischen Leben und Sterben intensiv auf. Zahllose Berichte offizieller und privater Art entstanden. Juden – Kinder, Jugendliche und Erwachsene – schrieben Briefe, Tagebuchnotizen, Aufrufe und Testamente, die zum Teil sogar in systematisch angelegte Untergrundarchive, wie im Warschauer Ghetto, aufgenommen wurden, um vor der Nachwelt Zeugnis abzulegen. Sie wollten dem befürchteten Vergessen entgegenwirken und schrieben gleichsam gegen den vorgesehenen Tod, gegen die Welt der Täter und ihrer Helfer. In den Zeugnissen aus der Zeit des Holocaust und der Nachkriegszeit wurden die Ermordeten beweint, die Mörder verflucht, sogar Rache geschworen. Andere wieder hofften auf Gerechtigkeit und Hilfe. Als Grundton vieler Quellen schwang Hoffnung mit, das jüdische Volk werde trotz aller deutscher Vernichtungsmaßnahmen nicht untergehen, sondern neu entstehen. Damit bildete das überindividuelle Überleben den – wenn auch fernen – Fixstern der Erinnerung.

Jüdische Überlebende waren nach 1945 eine Ausnahme – und in der Nachkriegszeit standen bei vielen die Schwierigkeiten eines Neuanfangs, die Frage nach dem künftigen Wohnort, die Etablierung im alten oder die Durchsetzung in einem neuen Beruf, die Suche nach Angehörigen oder die Neugründung einer Familie im Mittelpunkt ihres Alltagslebens. Gerade auch für diejenigen Jüdinnen und Juden, die in Palästina oder im neu gegründeten Staat Israel Zuflucht gesucht hatten, wurde dessen Überleben in einer feindlichen arabischen Umgebung auch zur individuellen Existenzfrage. Bei all dem ohne die ermordeten Familienangehörigen und früheren Freunde leben zu müssen, brannte den Holocaust der Erinnerung aufs Neue ein – auch wenn die Betroffenen schwiegen. Die ersten Nachkriegsjahre waren auch für nichtjüdische Zwangsarbeiter, die nach Krieg

und Zwangsarbeit in ihre durch die deutschen Herrschaftsmaßnahmen stark beeinträchtigte Lebenswelt zurückkehrten, eine Zeit der Verdrängung des Erlebten und Erlittenen, um für einen Wiederaufbau des eigenen Landes und des eigenen Lebens überhaupt Raum zu schaffen.²³

So stumm die Überlebenden in ihren Alltagswelten und in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit auch blieben, vor Gericht, in Zeugenaussagen der NS-Prozesse berichteten sie – angefangen in Nürnberg 1946, bis hin zum ersten Frankfurter Auschwitz-Prozess 1964. Diese Befragungen vermittelten zwar Kenntnisse über deren Erlebnisse und ihr Überleben, jedoch bewirkte das begrenzte Aufklärungsinteresse dieser Gerichte, die strafrelevante Taten durch Überprüfung der erinnerten Fakten zu bewerten hatten, dass die in aller Regel auf Handlungen bezogenen und knapp gehaltenen Aussagen nicht als Erinnerungstexte zur Geltung kamen. Dies traf nicht für den 1961 in Israel geführten Eichmann-Prozess zu, da Staatsanwalt Gideon Hausner den Prozess von Anfang an auch als aufklärerische Aufgabe sah. Zeitzeugenberichte überlebender Juden wurden in aller Regel noch nicht als historische Dokumente betrachtet, deren Subjektivität nicht automatisch als Hindernis einer wissenschaftlich fundierten Geschichtsschreibung anzusehen war. Öffentliche Anerkennung und breite Rezeption fanden einstweilen nur quasi kanonisierte literarisierte Beschreibungen, wie die Tagebücher der Anne Frank oder auch frühe Veröffentlichungen von Elie Wiesel.

Lebensgeschichtliche Selbstaussagen der Betroffenen traten Ende der 1970er Jahre, wohl auch angestoßen durch die amerikanische, 1979 in Deutschland ausgestrahlte TV-Serie „Holocaust“ stärker ins öffentliche Bewusstsein. Der Perspektivwechsel zu den individuellen Wahrnehmungen und Verarbeitungsformen, die die Sichtweise der von den Tätern

hinterlassenen Dokumente und Aussagen ergänzte, hat seitdem zu einer vielgestaltigen Sammlungstätigkeit von persönlichen Erinnerungen und zu einer Fülle von Publikationen, belletristischen wie auch fachwissenschaftlichen, geführt. Die in den Archiven überlieferten Unterlagen der Täter und der Verfolgungsadministration gelten nicht mehr als alleinig ausreichend zur Beschreibung der damaligen Lebenswirklichkeit. Nunmehr besteht Konsens, dass die Berichte überlebender Jüdinnen und Juden als ebenbürtige historische Dokumente anzusehen sind. Keine Regionalstudie zur Judenverfolgung, keine Untersuchung zur Zwangsarbeit kann oder will heute auf die Erinnerungen der Betroffenen verzichten. Gleichwohl bestehen im Umgang mit Zeitzeugenberichten und ihrer Erforschung methodologische Probleme, die jedoch noch nicht hinreichend diskutiert wurden.²⁴

Die Bedeutung von Erinnerungsberichten für die Historiographie wurde in den USA, wo die „oral history“ bereits seit vielen Jahrzehnten in der Geschichtswissenschaft verankert war,²⁵ früher anerkannt und reflektiert, was auch zum vertieften Umgang mit der Zeugenschaft von Überlebenden des Holocaust führte. Dementsprechend entstanden Analysen zu den Strukturen und Unterschieden im individuellen Erzählen und Erinnern von Verschleppten und Verfolgten. Diese berücksichtigten bei der Nutzung von Ego-Texten und Interviews, ob die Betroffenen bereits während oder unmittelbar nach der Befreiung die Ereignisse dokumentierten oder aber erst, wie dies zumeist der Fall war, Jahrzehnte danach. Es machte einen eklatanten Unterschied, ob die betreffende Person über schriftliche Aufzeichnungen oder Dokumente verfügte oder ausschließlich auf die eigene Erinnerung angewiesen war. Herausragenden Einfluss nahmen demnach auch die der Verfolgung nachgelagerten

lebensgeschichtlichen Verläufe, die ebenfalls die Erinnerung formten: Die Begegnung mit anderen jüdischen Überlebenden, die Kenntnisnahme ihrer Geschichten und Erlebnisse machten sich ebenso geltend wie die Aufnahme in die neuen Umgebungsgesellschaften, das private Glück oder Unglück und die Gründung neuer Familien. Die Augenzeugen, deren Datums- und Ortsangaben stets zur dokumentarischen Verifikation aufforderten, schilderten mithin ihre Perspektive auf das Geschehen, auf die sie umgebenden Menschen und Situationen, und damit ihre subjektive Wahrheit. Ihr physiologisch begründetes Vergessen und das wiederholte Beschreiben der Erlebnisse führten zu Überarbeitungen und Revisionen.

Der Amerikaner Henry Greenspan bezeichnete daher die Texte der persönlich Betroffenen nicht als „Zeugenaussage“ („Testimony“), sondern betrachtete deren Aussagen als „Nacherzählung“ („Recounting“) der Erinnerung.²⁶ Von daher erweisen sich die Berichte Überlebender nicht als empirische und distanzierte historische Analysen, sondern als subjektive, emotional bestimmte Konstruktionen. Trotz des Wunsches, die Vergangenheit durch ihre Aussage zu bewahren und durch ihre Erinnerungen zu formen, bleibt es für viele Überlebende durchaus schwierig, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Vielen fällt es schwer, mitteilbar in die Zeit der Erniedrigung und der Todesangst zurückzukehren. Mitunter steigen während der Interviews die Bilder des Durchlittenen aus den Tiefen ins heutige Bewusstsein und legen bei den Überlebenden damalige Gefühle, Angst, Verlust und Trauer frei. Sieht man von den jeweiligen persönlichen Tabuzonen ab, schildern die meisten Zeugen ihre traumatischen Erfahrungen von Verfolgung und Todesnähe in klaren Worten. Als unbeschreiblich kann der Holocaust also nicht gelten.

Dem angemessenen Umgang mit diesen Zeugnissen, ohne sie als Zitatsteinbruch zu entwerten, widerstrebt die von Greenspan beschriebene Tendenz, durch den Ausschluss des Komplementären zu einer vereinseitigenden Auswertung zu kommen, die das Leben nach der Befreiung nicht angemessen berücksichtigt. Dementsprechend sollten die unterschiedlichen Erfahrungswelten und -ebenen in den umfassenden historischen Zusammenhang eingeordnet werden. Nur dann werden Gemeinsamkeiten der Erfahrung, aber auch manifeste Unterschiede zwischen den verschiedenen Opfergruppen deutlich.

Zu den Besonderheiten der Erinnerungen von Holocaustüberlebenden gehört, dass sie ihr Entrinnen dem historischen Zufall zuschreiben. Alle Juden, jeder und jede, waren als Teil der kompletten Gruppe zur Auslöschung bestimmt. Vor diesem Hintergrund bleibt in den meisten Erinnerungen von Überlebenden die Suche nach einer Logik des Überlebens spürbar. Diese Besonderheit jüdischer Erinnerung brachte der Überlebende des KZ Dachau, Zalman Grinberg, bereits in seiner Ansprache vor ehemaligen KZ-Häftlingen am 10. Juni 1945 auf den Begriff: „Wir gehören in die Massengräber all derjenigen, die in Kharkov, Lublin und Kovno erschossen wurden! Wir gehören zu den Millionen, die in Auschwitz und Birkenau vergast und verbrannt wurden! Wir gehören zu den Zehntausenden, die an den Strapazen der Schwerstarbeit, die sie unter Zwang leisten mussten, starben, gequält von Milliarden von Läusen, wir gehören zu denen, die im Dreck leben mussten und in Łódz, Kielce, Buchenwald, Dachau, Landshut, Utting, Kaufering, Landsberg und Leonsberg verhungerten und erfroren. Wir gehören zu denjenigen, die in den Konzentrationslagern vergast, erhängt, gequält und zu Tode gefoltert wurden! Wir sind ein Teil der Millionen Menschen, die diesen ausgeklügelten

und wohlorganisierten Mordmethoden zum Opfer gefallen sind! Wir sind nicht am Leben ... wir sind tot! ... Könnt ihr euch über die Befreiung freuen? Seid ihr in der Lage zu feiern? ... Jetzt sind wir frei, aber wir wissen nicht, was wir mit unserem freien, aber unglücklichen Leben anfangen sollen. Es scheint uns, als ob im Moment die Menschheit nicht versteht, was wir während des Krieges durchgemacht und erlebt haben. Und es scheint uns, als würden wir auch in Zukunft nicht verstanden werden. Wir haben vergessen, wie man lacht, wir können nicht mehr weinen, wir haben noch nicht begriffen, dass wir frei sind – und all das, weil sich unsere toten Kameraden noch immer unter uns befinden.“²⁷

An dieser Stelle konstituiert sich ein kardinaler Unterschied zu den Erfahrungen ziviler Zwangsarbeiter aus den Niederlanden oder Frankreich, die beispielsweise bei Bombenangriffen Todesangst erlebten und bei Strafmaßnahmen des NS-Regimes um ihr Leben bangen mussten. Obgleich Slawen, etwa Polen, Russen und Weißrussen, oder auch Sinti und Roma von der nationalsozialistischen Rassenideologie auf die untersten Stufen der ethnischen Hierarchisierung platziert wurden, und ihr Tod in Kauf genommen oder bei den sowjetischen Kriegsgefangenen durch Hunger oder Erschießungen herbeigeführt wurde – für Juden war keinerlei Überlebenschance vorgesehen. Trotz der Millionen Todesopfer in Osteuropa und der Ermordung von Sinti und Roma war die Austilgung der Juden und des europäischen Judentums das zentrale Motiv der NS-Herrschaft.

Dementsprechend kreisen viele Zeitzeugen um die Frage, warum gerade sie überlebt haben. Sie suchen im eigenen Überleben einen übergeordneten Sinn. Auch die literarischen Gestaltungen von Primo Levi, Jean Amery, Aharon Appelfeld, Ruth Klüger u.a. bemühen sich um überzeugende

Antworten zu dieser offenen Wunde der Fortexistenz.²⁸ Ehemalige jüdische Zwangsarbeiter sehen sich der zweifachen Frage gegenüber: Warum habe ich die Chance erhalten, durch Zwangsarbeit der sofortigen Liquidierung zu entgehen? Warum konnte ich überleben, obwohl mir die Vernichtung vorbestimmt war und die meisten spurlos untergingen?

Die Zwangsarbeit im Volkswagenwerk, wie kurz die Phase innerhalb der Verfolgungsgeschichte auch gewesen sein mag, hebt sich für die Betroffenen heraus als eine Zeit der relativen Ruhe und der im Vergleich zu Auschwitz größeren Überlebenschance. Auch das Überleben mit einer zur Tarnung angenommenen Identität war ebenfalls mit dem Fragen belegt: Warum wurden andere als Juden entdeckt und ich nicht? Warum hatte ich das Glück Menschen zu treffen, die mich nicht verrieten, obwohl sie von meiner jüdischen Herkunft wussten?

III. Vier Lebenslinien

Jüdische Erinnerungstexte über das Überleben im Holocaust sind voller Fragen und finden nur rudimentäre Antworten. Glück und einige aufrechte Menschen waren auch für Moshe Shen, Julie Nicholson, Sara Frenkel und Sally Perel wesentliche Einflussfaktoren. Anekdotenarm präsentieren ihre Erinnerungen eine an der Chronologie orientierte Erzählform – vom Leben vor dem Holocaust über die Befreiung bis hin zur Familiengründung. Nur selten bieten sie bunte Geschichtchen, stattdessen dominieren große Abschnitte zu einzelnen, für den Erzählenden besonders wichtigen Aspekten. Auffallend ist, dass im Unterschied zu den Erinnerungen anderer Zwangsarbeiter alltägliche Dinge, wie ein Kinobesuch oder ein Spaziergang am Mittellandkanal, ausgespart bleiben, da die KZ-Häftlinge das Lager

und den Arbeitsort nicht verlassen konnten.

Die nachfolgenden Berichte gewähren vollkommen unterschiedliche Einblicke in die Erlebenssituation von vier persönlich Betroffenen, die das Volkswagenwerk, seine Auslagerungsbetriebe in Dernau oder im lothringischen Tiercelet, das Stadtkrankenhaus und das der Lehrlingsausbildung dienende „Vorwerk“ in Braunschweig aus einer überaus unterschiedlichen Perspektive wahrnahmen, obgleich sie alle als Juden in die Verfolgungs- und Vernichtungsmaschinerie der Nationalsozialisten geraten waren. Während Moshe Shen und Julie Nicholson als KZ-Häftlinge der absoluten Macht des Lagers ausgeliefert waren,²⁹ nahm Sara Frenkel Volkswagen mit den Bewegungsmöglichkeiten einer polnischen Zwangsarbeiterin wahr. Sally Perel hatte als Werkzeugmacher-Lehrling des Volkswagenwerks eine Sonderstellung, indem er einerseits die Handlungsmöglichkeiten eines deutschen Jugendlichen besaß, wegen der engen Lebensform im Internat andererseits aber besonders um seine Enttarnung fürchtete. Schon vor diesem Hintergrund erzählen alle höchst individuelle Geschichten.

Die vier Zeitzeugen brachten als gemeinsamen Erfahrungshintergrund die variantenreichen Lebenswelten des Judentums mit, als sie in den Sog nationalsozialistischer Verfolgung und Vernichtung gerieten. Sally Perel, obgleich 1925 in Peine, unweit von Braunschweig geboren, lernte die osteuropäische jüdische Welt kennen, nachdem seine ursprünglich aus Russland stammenden Eltern 1935 wegen des wachsenden Antisemitismus ins polnische Łódź gegangen waren. Sara Frenkel, geborene Bass, wuchs im polnischen Lublin auf. Moshe Shen und Julia Weiss, spätere Nicholson, stammten aus der ungarisch-rumänischen Grenzregion, die zwischen 1918 und 1940 zunächst rumänisch war, aber nach dem Zweiten Wiener Schiedsspruch ungarisch wurde.³⁰

Moshe Shen war im transsilvanischen Sighet geboren worden und wuchs in Nagyvárád auf. Julie Nicholson wurde in Cluj – dem deutschen Klausenburg und unter ungarischer Herrschaft Koloszvár – im heutigen Rumänien geboren und lebte dort, bis sie 1940 als Studentin nach Budapest ging. Als erste traf Sara Frenkel zusammen mit ihrer Schwester Lea im Volkswagenwerk ein. Sie waren im polnischen Lublin bereits von 1939 an mit der brutalen NS-Herrschaft konfrontiert worden, die rasch zur Ghettoisierung der Juden führte. Als dort im September 1942 die Deportationen einsetzten, konnten sie und ihre Schwester fliehen. Die beiden jungen Frauen gelangten mit Hilfe eines katholischen Geistlichen an Papiere, die sie als Polinnen auswiesen. Nach einer halbjährigen Odyssee in der Region um Lublin, die mit dem Wissen um das in unmittelbarer Nachbarschaft der Stadt gelegene Vernichtungslager Majdanek zur Internalisierung einer permanenten Angst führte, meldeten sie sich als polnische Zivilarbeiterinnen zur Arbeit in Deutschland. Beide kamen im März 1943 in das Volkswagenwerk, wo sie als Krankenschwestern arbeiten mussten. Hunger wird von ihr nicht als das Überleben gefährdender Faktor erinnert, im Gegensatz zu den KZ-Häftlingen auf dem Laagberg. Doch die Angst blieb allgegenwärtig. Die Entdeckung ihrer wahren Identität hätte zumindest die Deportation und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch den Tod bedeutet – und für ihre Schwester ebenso. Sara Frenkel richtet ihre Erinnerungen an das Überleben im Volkswagenwerk an zwei Koordinaten aus – an der Angst und an dem in einer betriebseigenen Einrichtung in Kauf genommenen Tod von mehr als 360 Neugeborenen, den Kindern osteuropäischer Zwangsarbeiterinnen.³¹ Der Tod der oft nur wenige Wochen alten Babys ist für sie der Inbegriff der Unmenschlichkeit des NS-Systems. Diese Erfahrung des Todes der Hilflosen und Schutz-

bedürftigen bildet gleichsam den Fixpunkt der Vergangenheit, der sie nicht ruhen lässt. Sara Frenkel, die erst vor 20 Jahren über ihre Erlebnisse zu sprechen begann, spielt in ihren Erzählungen ihr eigenes Leid herunter. Demgegenüber stellt sie die getöteten Kinder der Zwangsarbeiterinnen im Volkswagenwerk ins Zentrum. Von sich selbst abzuweichen und der Kinder würdig zu gedenken, macht sie sich zur Aufgabe, die sie nach ihrem Überleben erfüllen will. Sally Perel gab sich während des deutschen Einmarsches in die Sowjetunion, wohin er im Herbst 1939 geflohen war, als Volksdeutscher aus, diente dann einer Fronteinheit als Dolmetscher und wurde auf Vermittlung der HJ-Bezirksstelle Estland im Juni 1943 dem Volkswagenwerk in Braunschweig zugewiesen. Als Werkzeugmacher-Lehrling angenommen, fand er Aufnahme in dem dazugehörigen Jugendwohnheim, um als HJ-Mitglied eine fachliche und politische Erziehung zu durchlaufen. Mit Sara Frenkel teilte er die Erfahrung, unter falscher Identität zu überleben. Auch für ihn war die alles bestimmende Angst vor Entdeckung prägend. Die Übernahme einer Identität als nationalsozialistischer Vorzeigejugendlicher führte aber bei Sally Perel fast schon zur Verdrängung und Negation des Judentums, während Sara Frenkel ihre Identität als Jüdin zwar verbarg, aber nicht aufgab. Wie andere jüdische Kinder und Jugendliche auch musste der junge Sally mit einer gespaltenen, zerrissenen Identität überleben. Der Widerstreit zwischen Jupp und Sally, die Suche nach dem eigenen Mittelpunkt bestimmten seither sein Leben. Als einziger der hier zu Wort kommenden Zeitzeugen hat Sally Perel seine Erinnerungen literarisch verarbeitet.³² Er brauchte bis Mitte der 1980er Jahre – angestoßen durch eine Phase der persönlichen Zwangsruhe nach einer Krankheit –, um die Erinnerung zuzulassen. Seine Lesereisen durch die Bundesrepublik Deutschland

resultieren aus seiner Überzeugung, alles zu tun, um Antisemitismus, Rassismus und Intoleranz entgegen zu treten und die Welt in diesem Sinne mit zu gestalten.

Moshe Shen und Julie Nicholson kamen 1944 als KZ-Häftlinge in das Volkswagenwerk. Beide hatten bereits die Erfahrung von Auschwitz hinter sich und erfuhren das Volkswagenwerk als seltsam schimmernde Zwischenstation ihres Weges durch das nationalsozialistische Lagersystem. Moshe Shen und Julie Nicholson wurden im Mai 1944 aus Ungarn deportiert, wo damals etwa 825 000 Juden lebten, von denen schätzungsweise 560 000 ihr Leben während des Holocaust verloren.

Für Moshe Shen stellte sich der Aufenthalt im Volkswagenwerk nach der sich zuspitzenden Verfolgungssituation in Ungarn und dem Aufenthalt in Auschwitz als Atempause dar. Die Bedingungen, unter denen er im Volkswagenwerk und später auch in Tiercelet und Dernau leben und arbeiten musste, ließen ihn bereits im Sommer 1944 an die Möglichkeit des Überlebens glauben. Die weiteren Stationen bis zur Befreiung – Mittelbau-Dora und am Ende Bergen-Belsen – konfrontierten Moshe Shen mit einer sich mit jedem neuen Ort verschlechternden und schließlich alltäglich die Existenz bedrohenden Situation. Angst und Todesnähe nahmen zu. Vor diesem Erfahrungshintergrund bewertete Moshe Shen retrospektiv die Situation im „Hauptwerk“ bei Fallersleben als vergleichsweise erträglich. Wenn er auch nicht so weit wie zwei andere Überlebende dieser Gruppe geht, die mit Bezug auf das Volkswagenwerk von einem fast „normalen Leben“ oder ihrer „schönsten Zeit“ während der Verfolgung sprachen,³³ erinnert er vor allem seine verhältnismäßig günstige Lage. Moshe Shen hat sich seit den 1980er Jahren intensiver mit der geleisteten Zwangsarbeit und seinen KZ-Erfahrungen auseinander gesetzt und stellt

dabei die enge Vater-Sohn-Beziehung als Überlebensfaktor, in den Mittelpunkt. Da er zusammen mit seinem Vater davonkam, ist bei ihm eine Logik des Überlebens zumindest fragmentarisch vorhanden.

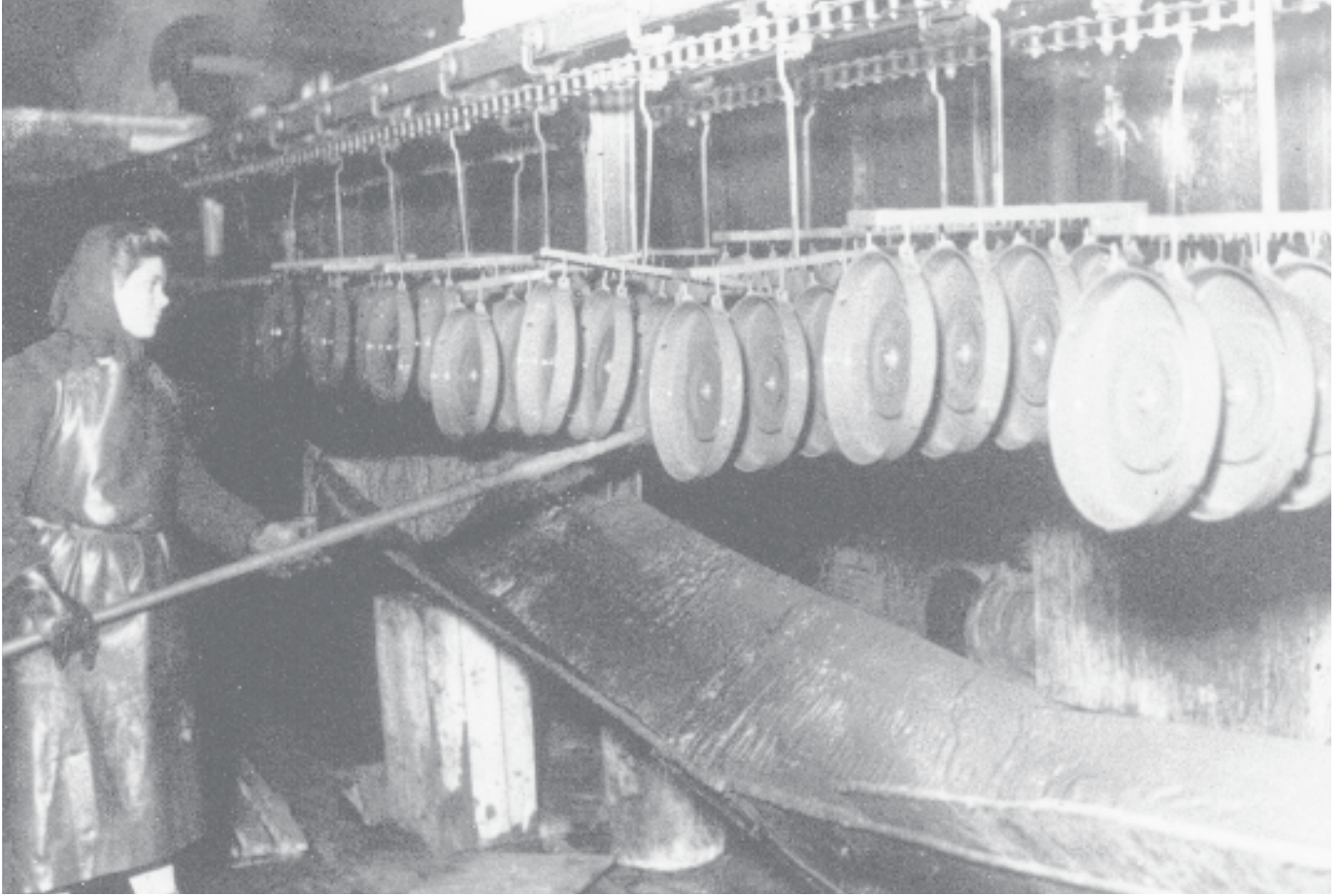
Julie Nicholson, von Budapest nach Auschwitz, von dort nach Bergen-Belsen und dann im Sommer 1944 ins Volkswagenwerk verschleppt, hatte bereits die Metropolen des Todes kennen gelernt, bevor sie in die Fabrik am Mittelrandkanal kam. Als sie dort erkrankte, war ihre größte Angst die Rückverschickung in ein Vernichtungslager oder die als „Krankenselektion“ bezeichnete Tötung durch Benzol- bzw. Luftinjektionen. Julie Nicholson dachte bis Anfang der 1990er Jahre, eine deutsche Krankenschwester habe ihr seinerzeit im Stadtkrankenhaus das Leben gerettet. Erst dann erfuhr sie, dass ihr die unter falscher Identität lebende, hier ebenfalls zu Wort kommende Jüdin Sara Frenkel hilfreich war. Das Erleben Julie Nicholsons im Volkswagenwerk steht stark unter dem Eindruck des Krankenhausaufenthalts, der nicht den befürchteten Tod, sondern neue Überlebenschancen zum Ergebnis hatte.

Nach ihrer Verlegung nach Salzwedel, in ein anderes Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme, wo rund 1 500 Jüdinnen vor allem aus Ungarn und Polen bis zu ihrer Befreiung am 14. April 1945 Zwangsarbeit leisten mussten, verschwimmt die Zeit für Julie Nicholson zu einem unbestimmbaren Kontinuum, bis irgendwann ein amerikanischer Panzer vor dem Tor stand. Julie Nicholson betont, sie habe ihren Frieden mit ihren Erfahrungen und der Geschichte gemacht. Sie gibt an, sich bereits unmittelbar nach der Befreiung mit dem Erlebten beschäftigt zu haben, so dass diese frühe Reflexion ihr augenscheinlich dazu verholfen hat, einen relativ sanften Weg zurück ins Leben zu finden.

Wie so viele verließen auch diese vier Überlebenden nach der Befreiung Deutschland und ihre Heimatländer. Moshe Shen und Sally Perel gingen nach Israel. Julie Nicholson versuchte zuerst, in Cluj wieder Fuß zu fassen, verließ dann aber ihren Geburtsort und wanderte über verschiedene Zwischenstationen nach Australien aus. Sara Frenkel folgte ihrem Mann, der in seiner einstigen Heimat Deutschland nicht leben konnte, nach Belgien.

Vier jüdische Leben während des Holocaust sind in dieser Publikation versammelt; Vier Überlebende berichten von ihrem Weg durch Erniedrigung und Zwangsarbeit. Ihre zum Teil unter dem Schmerz der Erinnerung gefundenen Worte fordern uns auf, zuzuhören und ihre Lesart der Dinge kennenzulernen. Die vorliegenden Ego-Texte bieten jenseits von politischen, moralischen und historiografischen Instrumentalisierungen ein spezifisches Wissen über die Abgründe der menschenverachtenden Politik des NS-Regimes und laden dazu ein, eigene Maßstäbe für das Handeln in der Gegenwart abzuleiten. Die Volkswagen AG hält durch die Veröffentlichung von Eigentexten ehemaliger Zwangsarbeiter einen adäquaten Zugang zu ihren Wahrnehmungen bereit, um die Betroffenen und ihre Verarbeitungsweisen in den Mittelpunkt zu stellen.³⁴

Lehren aus der Geschichte des Nationalsozialismus zieht auch, wer sich für die verfolgten Menschen interessiert und deren Erzählungen gleichsam in den eigenen Erinnerungshaushalt übernimmt. Von Julie Nicholson, Moshe Shen, Sara Frenkel und Sally Perel zu lernen, heißt eine „zweite Zeugenschaft“ anzutreten,³⁵ die unbeteiligtes Zuschauen verhindern soll. Dies kann als Vermächtnis der Überlebenden angesehen werden.



Zwangsarbeiterin bei der Tellerminenproduktion im Volkswagenwerk



Moshe Shen nach seiner Ankunft in Palästina, 1947

Moshe Shen

Moshe Shen wurde als Mozes Schön am 7. August 1930 im rumänischen Sighet geboren. Sein Vater Dezsö war eine starke Persönlichkeit mit strengen Prinzipien und von zionistischen Idealen und Zielen geprägt. Er hatte erheblichen Einfluss auf seinen Sohn und wird von diesem als entscheidender Faktor des gemeinsamen späteren Überlebens beschrieben. 1937 zog die Familie ins transsilvanische Oradea Mare um, das nach dem Zweiten Wiener Schiedsspruch 1940 Ungarn zugeordnet wurde und seitdem Nagyvárad hieß. Im März 1944 besetzte die deutsche Wehrmacht Ungarn, und die deutsche Vernichtungspolitik gegen Juden erreichte das Staatsgebiet des früheren Verbündeten. Moshe Shen sieht die ausnahmslose Deportation aller Juden aus Ungarn nach Auschwitz als erstes und wichtigstes Ziel der Deutschen nach dem Einmarsch an. Bereits Mitte Mai 1944

Mozes Schön (links im Bild) und ein Bekannter im DP-Camp Belsen, 1946



musste die Familie Schön gemeinsam mit den anderen Juden des Ortes den Weg nach Auschwitz antreten. Moshe Shen war zu diesem Zeitpunkt 13 Jahre alt, gab jedoch, wie es ihm sein Vater noch rasch hatte raten können, bei seiner Ankunft ein Alter von 20 Jahren an. Zusammen mit seinem Vater überlebte er bis Kriegsende, während die Mutter in Auschwitz ermordet wurde.

Nach etwa zwei Wochen wurden Vater und Sohn gemeinsam mit einer Gruppe von 300 ungarischen Juden in das Volkswagenwerk gebracht. Nach einigen Wochen ging es von dort weiter nach Tiercelet in Lothringen, später nach Dernau bei Koblenz und sodann in das Konzentrationslager Mittelbau bei Nordhausen. Als letzte Etappe folgte Bergen-Belsen, wo der nun 15-Jährige gemeinsam mit seinem Vater am 15. April 1945 befreit wurde.

Auf Grund der Zwangsarbeit und der körperlichen Auszehrung war Mozes so schwer krank, dass er fast ein Jahr in einem britischen Armeehospital bei Celle verbringen musste. Anfang 1947 ging Moshe Shen – sein Name wurde hebraisiert – nach Palästina. Sein Vater erreichte das Land wenige Wochen nach ihm. Noch im gleichen Jahr wurde Moshe von der Haganah, der jüdischen Untergrundarmee, mobilisiert und beteiligte sich am Unabhängigkeitskrieg des Staates Israel 1948. Bis 1954 blieb er Offizier der Zahal, der israelischen Verteidigungsarmee.

1953 heiratete Moshe Shen. Nachdem er die Armee verlassen hatte, studierte er an der Hebrew University in Jerusalem und an der Tel Aviv University Ökonomie und Buchführung. Von 1979 an war Moshe Shen an der Alexander Muss High School in Hod HaSharon tätig, wurde Direktor und



Moshe Shen und seine Frau, 2002

beendete 2000 seinen Dienst – 2001 ließ er sich als Finanzdirektor reaktivieren.

Moshe Shen hat vier Kinder und acht Enkel. Diese Familie gilt ihm, wie vielen Überlebenden, als wichtiges Zeichen des Lebens gegen den ihm und allen anderen Juden Europas einst zgedachten Tod. Moshe Shen ist ein freundlicher, liebenswerter und charmanter Mann mit einem feinen Sinn für Humor. Wenn er von der Zeit der Verfolgung berichtet, raucht er eine Zigarette nach der anderen. In der Schule in Hod HaSharaon wurde auf seine Initiative hin ein Schulraum als Erinnerungsort für die 300 Juden eingerichtet, die von Auschwitz ins Volkswagenwerk kamen. Namensplaketten, Bilder und Dokumente sind integraler Bestandteil des Schulalltags geworden. Denn die Erinnerung, so Moshe Shen, soll nicht nur an einem besonderen Gedenktag des Jahres gegenwärtig sein, sondern jeden Tag.

Moshe Shen starb im Januar 2012.



Mozes Schön, 1942

INTERVIEW

Moshe Shen³⁶

Überleben war für uns KZ-Häftlinge eine Frage der Zeit

Ich habe schon oft von damals erzählt. Auch in Yad Vashem gibt es eine Zeugenaussage über die Deportation und meine Geschichte, glaube ich. Doch es sind jedes Mal andere Details, die ich in den Vordergrund stelle. Je nachdem, um welches Thema es sich handelt. Über meinen Aufenthalt im Volkswagenwerk gibt es so wenig zu berichten, aber im großen Zusammenhang erscheint die Episode im heutigen Wolfsburg doch wichtig. Also werde ich erzählen, wie ich dorthin kam und auch, was danach geschah. Davor und danach hoben sich sehr ab von Volkswagen.

Kindheit und ein strenger Vater

Geboren wurde ich 1930. Ich komme aus Transsilvanien, aus Sighet, das war mal Ungarn, mal Rumänien, andauernd gab es wechselnde Zugehörigkeiten. Und je nachdem, was gerade besser war für mich, sagte ich, ich sei Ungar oder Rumäne, je nachdem. Ich war mit Elie Wiesel im Kindergarten. Aber das ist nicht wichtig.

Als ich sieben Jahre alt war, zogen wir in eine andere Stadt, Oradea Mare und auf ungarisch Nagyvárad. Jede Stadt hat dort bis zu drei Namen, wegen der verschiedenen Bevölkerungen – Ungarn, Rumänen, Deutsche. In meiner Familie waren alle Juden, meine Großeltern waren sehr religiös. Mein Vater war weniger religiös, und obgleich er eine Jeshiva, eine religiöse Talmud-Thora-Schule, besuchte, kam er schon früh mit dem Zionismus in Berührung.³⁷ Der Rabbiner der Jeshiva mochte die Idee des säkularen Zionismus nicht, also haben sie ihn rausgeworfen. Mein Vater war also überzeugter Zionist, und das war nicht üblich für ungarische Juden in dieser Zeit. Ungarische Juden waren Patrioten. Aber mein Vater war so sehr Zionist, dass er perfektes Neuhebräisch sprach. Er war Journalist für eine jüdische Tageszeitung in Transsilvanien. Diese Zeitung existiert noch immer, hier in Tel Aviv. Er etablierte sie neu, nachdem er nach dem Holocaust Aliyah³⁸ gemacht hatte. Er war auch 1934/35 Korrespondent der damals schon in Palästina erscheinenden Zeitung „Ha'aretz“. Ich fand hier in Israel im Verlagsarchiv die Beiträge aus seiner Feder.

Ich selbst war in einer jüdischen Schule, hatte einen Hebräisch-Lehrer – mein Vater wollte unbedingt, dass ich Hebräisch spreche, und so übte er auf verschiedene Weise Druck aus. Als ich ein Fahrrad wollte, sagte er mir, ich müsse lernen, was Fahrrad auf Ivriith heißt. Also lernte ich binnen eines halben Jahres auf hebräisch Fahrrad zu sagen und

wiederholte „Ofanajim, ofanajim, ofanajim“ immer wieder. Mein Vater mochte zwar nicht, dass ich ein Rad besitzen wollte. Jedoch bekam ich eines, sogar aus deutscher Herstellung, nachdem ich die entsprechenden hebräischen Wörter gelernt hatte. Die Familie war stets mit Eretz Israel³⁹ verbunden, und wir bekamen Besuch von Abgesandten des Keren Kajemeth⁴⁰ usw. Mein Vater war zu dieser Zeit der Sekretär der Mizrachi, einer kleinen Partei, die es damals bereits in Palästina gab.⁴¹ Er war der Sekretär für Transsilvanien.

Zu spät zur Flucht

Ungarn hatte bereits in der Zwischenkriegszeit antijüdische Gesetze eingeführt – zudem gab es auch in Nagyvárad Antisemitismus. Juden waren Berufsverboten unterworfen, sie durften beispielsweise keine Rechtsanwälte mehr sein, und auch als Staatsbeamte wurden sie entlassen. Es gab auch eine Judenquote an den Universitäten. Es gab zahlreiche rechtliche Restriktionen, aber auch Feindseligkeiten von den Menschen selbst. Ich persönlich glaube, dass die Ungarn antisemitischer eingestellt waren als die Rumänen. Rumänien hat zwar seine Juden auch preisgegeben, aber die Ungarn haben ja sogar selbst die Deportationen organisiert, nach Deutschland zur Zwangsarbeit und in die Vernichtungslager im heutigen Polen.⁴² Antisemitismus habe ich aber bereits zuvor erlebt, als Kind. Es warteten immer wieder diese „netten“ Jungs auf uns, um mit uns Juden zu kämpfen. Sie beschimpften uns als „dreckige Juden“ oder hatten ähnliche Schimpfworte parat. Das war damals alles üblich.

Es gab also bereits Diskriminierungen und gesellschaftliche Ausgrenzungen, bevor die Deutschen am 19. März 1944 einmarschierten. Dann kamen aber über Nacht die ganzen deutschen Regelungen hinzu, auch wurde am 23. März

1944 der „Judenstern“ eingeführt. Juden wurden in Ghettos eingewiesen und von Mai 1944 an zu Hunderttausenden deportiert. Sie kamen nach Auschwitz oder in andere Konzentrationslager, wurden zur Zwangsarbeit verpflichtet oder getötet. Die Deutschen hatten Transportprobleme. Die Züge nach Auschwitz waren überlastet, mussten aber pünktlich sein – und die Ungarn halfen bei der Koordination.

Meine Familie hatte Anfang 1944 noch Zertifikate zur Einwanderung nach Eretz Israel bekommen. Das war zwar noch vor dem Einmarsch der Deutschen gewesen, kam jedoch zu spät, so dass wir nicht mehr entkommen konnten. Wir gelangten noch nicht mal mehr nach Budapest, von wo aus es vielleicht noch weitergegangen wäre nach Palästina. So hatten wir Auswanderungszertifikate, kamen aber trotzdem alle zusammen ins Ghetto in Nagyvárad. Wir wurden dann aus dem Ghetto mit der ersten Deportationswelle im Frühsommer 1944 nach Auschwitz transportiert – die ganze Familie, und ich war anschließend die gesamte Zeit über mit meinem Vater zusammen.

Auschwitz

Ich weiß noch, wie man uns zum Bahnhof brachte und wir dort in den Zug kamen. Die ganze Familie war zusammen, mein Vater, meine Mutter und ich. Wir kamen nach Auschwitz-Birkenau.⁴³ Dort wurden wir selektiert. Es war irgendwann Mitte Mai 1944. Meine Mutter sah ich das letzte Mal in der Nacht, in der wir in Auschwitz ankamen. Die Frauen und die Männer wurden getrennt, und dann war meine Mutter nicht mehr bei uns.

Wir wussten einiges über Auschwitz, denn polnische Juden waren aus dem Lager geflohen, und es gab Kuriere des Widerstands, mit denen wir Kontakt gehabt hatten. Mein Vater hatte ihnen geholfen, nach Rumänien zu fliehen –

und so wussten wir etwas über Auschwitz. Aber dass es so schlimm sein würde, haben wir nicht gedacht. Das Problem war, dass man das ganze Ausmaß nicht glauben konnte – es überstieg das Vorstellungsvermögen. Mein Vater flüsterte mir in dem Moment, in dem wir den Waggon verließen und von Mutter getrennt wurden, zu, ich solle angeben, ich sei 20, wenn ich nach dem Alter gefragt würde. Ich wusste nicht, woher mein Vater ahnte, was auf uns zukam, aber er sagte das Richtige. Ich stand also vor dem „Komitee“, das uns begutachtete und selektierte. Ob es Dr. Mengele war oder nicht, weiß ich nicht mehr. Ich wartete gar nicht ab, bis man mich nach meinem Alter fragte, sondern sagte: „Ich bin 20 Jahre!“ Sie schickten mich nach rechts. In einer Originalliste in Deutschland ist sogar zu lesen, ich sei 1924 geboren. Mein Vater wurde ebenfalls nach rechts geschickt, und wir blieben bis zur Befreiung zusammen. Es kam die übliche Prozedur: Dusche, Kleidung wechseln, Lagerkleidung anziehen usw. Aber wir waren nicht lange genug in Auschwitz, um Nummern zu bekommen, um sie eintätowiert zu bekommen. Wir waren wohl nur einige Tage in Auschwitz, aber es kam mir vor wie Wochen, und es waren schreckliche Umstände. Aber wir waren nur in den Baracken. Wir arbeiteten nicht. Es gab immer wieder Appelle.

Häftlingsauswahl für das Volkswagenwerk

Eines Tages gab es wieder einmal einen Appell, und ein Kapo sagte: „Gibt es hier Feinmechaniker? Feinmechaniker, raus-treten!“ Mein Vater sagte, die brauchen Feinmechaniker, also werden wir uns melden. Sie stellten uns alle hintereinander in einer Reihe auf und am Anfang der Reihe war jemand, der auswählte. Man kennt seinen Namen. Manche behaupten, er habe Juden gerettet, aber wer mag das wissen?⁴⁴



Mozes Schön (links im Bild), sein Vater Deszö (Bildmitte) und ein anderer aus der Gruppe der 300 im DP-Camp Belsen, 1946

Ein Jahr vor dieser Szene in Auschwitz war ich in der Schule nicht immer der beste Schüler gewesen. Ich mochte Fußball und Fahrradfahren, aber ich versagte in Latein. Mein Vater war ein strenger Mann. Ich spare mir, über die Strafen zu erzählen, die ich immer wieder bekam. 1943 wurden mir die Ferien wegen meiner schlechten Schulleistungen gestrichen, und ich sollte stattdessen arbeiten gehen. Ich war ein 13-jähriger Junge, wohin sollte ich also gehen? Mein Vater hatte einen Freund, der in einem Hotel arbeitete, deshalb ging ich dorthin und sagte ihm, mein Vater wolle, dass ich arbeite und er solle mir bitte Arbeit geben. Er antwortete: „Komm, ich rede mit deinem Vater und dann brauchst du nicht zu arbeiten.“ Er sprach mit meinem Vater, konnte ihn aber nicht vom Erlass der Strafe überzeugen. In unserer Straße in Nagyvárád gab es einen Fahrradladen. Eines Tages, als ich ihm mein Fahrrad brachte, fragte ich den Inhaber, ob ich bei ihm arbeiten könne. Er fragte nach dem Grund, und

ich erzählte ihm die ganze Geschichte. Also meinte er: „Dein Vater erzieht dich gut!“ – und ich bekam den Job. Er sagte: „Du kannst hier arbeiten, aber du musst auch putzen und aufräumen. Alles, was ich dir sage, musst du erledigen.“ Also begann ich dort zu arbeiten und nach einigen Wochen übertrug er mir kleinere Reparaturen. Sobald er etwas reparierte, fragte er mich, welche Schraube und welchen Schraubenschlüssel man nun verwenden müsse, welches Werkzeug das Richtige sei. Er lehrte mich das alles. Ich wusste also, wie man die Schraubengröße einschätzt usw. und begann im Sommer, auch mit dem Kaliber zu arbeiten.

Rechts von dem Tisch in Auschwitz befand sich ein Tisch mit einem Kaliber und einer Schraube. Der Mann sagte: „Miss die Schraube!“ Ich nahm das Werkzeug und die Schraube und schaffte es auf Anhieb. Zwischen meinem Vater und mir befanden sich einige Männer, und er wusste nicht, was er mit dem Werkzeug tun sollte. Sie schickten ihn nach links. Ich ahnte sofort, dass wir ein Problem hatten, denn ich wusste, wir müssten zusammenbleiben. Mein Vater ging immer wieder in die Reihe zurück, versagte und wurde nach links geschickt. Ich weiß es nicht, wie er es schaffte, immer wieder in die Gruppe hinein zu kommen, aber er wollte unbedingt mit mir zusammenbleiben. Als er wieder einmal an der Reihe war, erkannte ihn der Mann am Tisch und fragte, warum er schon wieder vor ihm stünde. Der Mann redete mit den anderen Häftlingen nur das Nötigste, nur mit meinem Vater sprach er mehr als eine Minute. Mein Vater antwortete in perfektem Deutsch: „Ja, ich war schon mal hier, weil ich Feinmechaniker bin.“ Der Mann fragte ihn, welche Art von Feinmechaniker, da er augenscheinlich nicht mit dem Kaliber arbeiten könne. Mein Vater erklärte ihm, er sei verantwortlich gewesen, Originalteile auszuwechseln, da brauche man keinen Kaliber. „Was haben Sie repariert?“,

wurde er gefragt. Mein Vater antwortete: „Schreibmaschinen.“ Er war Redakteur einer Zeitung, benutzte permanent Schreibmaschinen, und so sagte er eben spontan: „Schreibmaschinen“. Der Mann am Tisch sah vor allem, dass mein Vater intelligent war. Er brauchte Leute, die quasi einer dem anderen in die Hand arbeiteten, in einer Reihe wie an einem Fließband. Jeder hat eine andere Handreichung zu machen. Deshalb nahm er ihn in die Gruppe auf. So kam ich zusammen mit meinem Vater zu den 300 ungarischen Juden, die für das Volkswagenwerk ausgewählt wurden.

Isolation und Arbeit an der „Geheimwaffe“

Es war Juni, irgendwann Mitte des Monats, ich erinnere mich nicht mehr an das genaue Datum, als wir im heutigen Wolfsburg eintrafen. Es gab noch weitere Juden im Werk, später kamen auch noch ungarische Jüdinnen dazu. Wir waren bei Volkswagen direkt im Werk untergebracht, nicht im KZ, nicht im Lager.⁴⁵ Wir waren, wie ich mich wegen der Dunkelheit erinnere, im Keller⁴⁶ der Halle 1 untergebracht. Da waren die Betten, da haben wir gegessen, von dort gingen wir zur Arbeit. Wir haben in Schichten gearbeitet, eine nachts, eine tags. Alle zwei Wochen wurde der Turnus gewechselt. Aber es waren immer 12 Stunden Arbeit. Wir brauchten fünf Minuten von den Unterkünften zu den Arbeitsplätzen, durch einen Korridor. Das Tageslicht sahen wir normalerweise nicht.

Wir, die 300 Juden aus Auschwitz, arbeiteten an der Produktion der so genannten Geheimwaffe, der V 1. Wir wurden von den anderen Zwangsarbeitern vollständig separiert, hatten eigene Schlafräume und kaum Verbindung mit irgendjemandem von der anderen Gruppe. Wir ahnten, es war eine spezielle Waffe, alles war top secret, deshalb wurden wir auch besonders bewacht. Wir wussten nicht

wirklich, was wir herstellten. Es war für uns eine Art Flugzeug, aber ohne Raum für einen Piloten und mit einem speziellen Aufsatz. Wir verstanden erst gar nicht, was das sein sollte. Eines Nachts sagte einer aus unserer Gruppe zu uns: „Wisst ihr, was wir da herstellen?“ Es war nachts. Wir konnten uns leise unterhalten. Und er erzählte uns was über die V 1. Wir wussten, dass unsere Arbeit den Deutschen helfen sollte, den Krieg zu gewinnen. Aber wir hatten auch andere Informationen. Wir lauschten den Unterhaltungen der Deutschen, nahmen die Zeitungsfetzen von der Toilette und aus dem Müll und setzten uns so aus Bruchstücken genauere Informationen über die aktuelle Lage zusammen. So bekamen wir mit, dass die alliierte Invasion in Frankreich stattgefunden hatte, dass die Briten und Amerikaner in der Normandie gelandet waren. Wir dachten, der Krieg müsse bald aus sein. Von den Russen hatten wir keine Informationen. Aber wir wussten, es war nur noch eine Frage der Zeit zu überleben. Hier und da versuchten wir, mit den anderen Zwangsarbeitern zu sprechen. Irgendwie war es möglich, aber das war sehr gefährlich.

Begegnung mit Deutschen

Wir ersetzten junge deutsche Arbeiter von der Luftwaffe, die zuvor in der V 1-Produktion gearbeitet hatten. Sie wurden zur Front geschickt oder zu einem anderen Einsatzort. Wir arbeiteten selbstverständlich unter deutschen Meistern. Die deutschen Meister waren alte Leute, nicht gerade freundlich, aber es war in Ordnung. Die Meister waren fair. Sie lehrten einem, was man zu tun hatte, und wenn man einen Fehler bei der Arbeit machte, gaben sie einem einen Klaps. Aber das war es schon. Das war in Ordnung für die damalige Zeit. Es gab auch einige deutsche Zivilarbeiter. Die deutschen Arbeiter waren uns gegenüber korrekt, nicht



Mozes Schön (links im Bild), sein Vater Deszö (rechts im Bild) und andere Überlebende im DP-Camp Belsen, 1946

freundlich, aber auch nicht antisemitisch. Die SS, die uns bewachte, war ganz anders, die waren antisemitisch, vor denen hatte man selbstverständlich Angst.

Auschwitz entronnen?

Die Situation im Volkswagenwerk war natürlich kein Vergleich mit Auschwitz. Ein Vergleich ist auch gar nicht möglich. Das Essen war normales Lageressen, aber zumindest das Optimum: einmal am Tag heiße Suppe, ein Stück Brot mit Margarine, Käse, außerdem Marmelade und Kaffee. Wir bekamen zweimal am Tag zu essen. Die Lebensbedingungen waren bei Volkswagen, das muss ich zugeben, ganz gut, auch im Vergleich zu den späteren Verhältnissen. Es war kein 5-Sterne-Hilton-Hotel, aber es ging. Etwa zwei Wochen, nachdem wir angekommen waren, bombardierten die Alliierten das Werk.⁴⁷ Sie trafen auch die Halle und unseren Schutzraum. Ein Mann aus der Gruppe sagte:

„Hoffentlich verlieren wir nicht unsere Arbeit!“ – der hatte einen guten Sinn für Humor. Denn ohne Arbeit wäre es vielleicht wieder nach Auschwitz gegangen.

Blindgänger und Erinnerungen

Wir mussten neben unserer Montagetätigkeit auch sehr gefährliche „externe“ Arbeiten ausführen, beispielsweise wenn auf das Firmengelände abgeworfene Bomben nicht explodiert waren. Dann wurde ein Loch von uns ausgehoben, und da mussten wir hinein und den Blindgänger freilegen. Erst dann kam ein Profi, um sie zu entschärfen. 20, 30 Leute mussten sich jeweils in diese Gruben begeben. Nahebei waren Öllager und andere brennbare Materialien. Oder wir mussten die Brände auf dem Betriebsgelände löschen. Die Flammen erinnerten mich immer an Auschwitz. Das Feuer in Auschwitz war schrecklich. Es roch nach verbranntem Fleisch. Die Krematorien waren zur Zeit der Deportationen aus Ungarn überlastet und deshalb wurden die Leichen unter freiem Himmel verbrannt. Man roch und fühlte es. Man wusste, nun musste man das Gebet für die Toten sprechen. Daran dachte ich also, als es auf dem Werksgelände brannte.

Das Konzentrationslager Tiercelet

Im Volkswagenwerk waren wir einige Wochen, schätzungsweise nicht mehr als sechs bis acht Wochen.⁴⁸ Dann ging es wieder mit dem Zug ins zum Lagerkomplex von Natzweiler gehörende KZ-Außenkommando Longwy-Thil, das in Lothringen nahe der französischen Maginot-Linie lag. Dorthin kam die gesamte Gruppe der 300 Juden aus Auschwitz. Die Produktion – es war Sommer 1944 – sollte ins KZ Thil verlagert werden. Auch die 500 anderen Juden, die in Auschwitz selektiert worden waren, hatte man dorthin gebracht, aber

wir waren erneut voneinander isoliert. Dort sollte also eine unterirdische Fabrik für die „Geheimwaffe“ entstehen und mit schweren Maschinen wurden diese Tunnel gegraben. Wir arbeiteten nicht mehr als Feinmechaniker. Man musste Steine wegschleppen. Es war Sommer, es war ein KZ, man kann sich die Situation vorstellen. Das war anders als in der Volkswagenfabrik. Aber wir gehörten immer noch zu Volkswagen,⁴⁹ immerhin bestand noch ein Unterschied zum „normalen“ KZ: Vielleicht war das Brot ein Stückchen größer und die Margarine oder der Käse auch anders portioniert. Es gab einen anderen Kaffee, eine andere Suppe. Es war qualitativ besser. Manche Franzosen halfen uns und schmuggelten Lebensmittel ins Lager.

In Thil starb der erste aus unserer Gruppe – nicht an Schlägen oder Misshandlungen, sondern weil er sehr krank war und Unmengen Blut verloren hatte. Wir waren den Sommer über bis September in Thil. Die Struktur hatte sich bereits verändert – es gab in unserer Gruppe einen Kapo und andere als Vorarbeiter. Unser Kapo hat seinen Job sehr ernsthaft ausgeführt, und ich weiß nicht, was ich mit ihm gemacht hätte, wenn ich ihn nach der Befreiung nicht nur gesehen, sondern erwischt hätte.⁵⁰

Ein Häftling, Jenö Holländer, konnte fliehen, und die Wachen waren in Aufregung, denn wir galten als Geheimnisträger. Er erhielt, wie ich später hörte, Hilfe vom französischen Untergrund und kontaktierte die US Army wegen der Geheimfabrikation in Tiercelet. Es gab wegen seiner Flucht einen Appell. Wir wurden mit Maschinengewehren zusammengetrieben, und dann wurde unsere Gruppe mit einem französischen Häftling – einer Geisel – wieder auf die richtige Zahl aufgefüllt. Ich denke, die Wachen hatten Angst, was ihre Vorgesetzten sagen würden. Deshalb dieses Verfahren.

„Lager Rebstock“ in Dernau

Dann rückten die Alliierten näher, und wir wurden erneut in einen Zug verfrachtet. Es war Ende des Sommers.⁵¹ Wir kamen in ein anderes Lager, nach Dernau bei Koblenz. Es war ein kleines Lager, vielleicht zwei Baracken, eine kleine Fabrik. Aber wir wurden wieder von den anderen separiert.⁵² Dort waren die Konditionen noch ein wenig schlechter als in Tiercelet. In Dernau kam derselbe Mann, der uns in Auschwitz ausgesucht hatte, ins Lager. Wir gehörten noch immer zu Volkswagen.⁵³ Dort mussten wir ebenfalls Tunnel anlegen. Ich musste mit einem Hammer Löcher in den Fels hauen. Wir waren nicht mehr am Bau der „Geheimrakete“ beteiligt.

In Dernau passierte Folgendes: Ich musste einen Wagen schieben, mit dem man die Steine wegschaffte, und wir liefen damit durch Weinstöcke. Ich versuchte ein paar Trauben zu pflücken und wurde dabei erwischt. Der Wachmann schrieb sich meine Nummer auf. Am nächsten Morgen wurde ich rausgerufen und bekam 35 Schläge mit einer Peitsche aus Gummi oder einem Gummiknüppel, ich weiß es nicht mehr genau. Ich konnte wochenlang nicht sitzen. Dann kam die Zeit der hohen jüdischen Feiertage Rosh HaShana und Yom Kippur.⁵⁴ Ein Mann erinnerte sich an die Gebete und hat sie auf ein Stück eines papiernen Zementsacks geschrieben, den er dafür in „Seiten“ zerschnitt.

Eine unterirdische Hölle

Irgendwann im Herbst wurden wir erneut in Züge verfrachtet und in das KZ Mittelbau-Dora gebracht.⁵⁵ Ab da gehörten wir nicht mehr zu Volkswagen.⁵⁶ In Dora hatte die SS die Aufsicht über die V-1-Produktion übernommen. Dora war schrecklich. Es war dieselbe Produktion, es ging um die V 1, aber wir waren nun von der SS verwaltet. In dem KZ starben

Tausende Menschen. Es ist heute, wie ich weiß, eine Gedenkstätte. In Dora waren Kriminelle und Juden, russische Kriegsgefangene und Holländer inhaftiert, Menschen aus ganz Europa. Unsere Auschwitz-Gruppe hörte auf, als Einheit zu existieren. Es gab dort stundenlange Appelle, und wir standen in der Eiseskälte. Dann arbeiteten wir 12 Stunden. Maximal gab es fünf, sechs Stunden Schlaf, aber kaum etwas zu essen, und jeden Morgen wurden Tote aus den Baracken geschafft. In Dora lag die Produktion über Tage irgendwann still, nachdem die Alliierten die Fabrik und die Anlagen bombardiert hatten. Die Gleisanlagen und damit die Transportmöglichkeiten für die Produktion waren Anfang 1945 zerstört.⁵⁷

Angst

Nein, Angst hatte ich nicht dauernd, das würde ich nicht sagen. Wir hatten Angst, exekutiert zu werden, wenn wir mit jemandem sprachen. Aber die Angst war nicht permanent. Niemand wusste, was morgen sein würde. Es konnte sich alles von einem Tag auf den anderen ändern. Zum ersten Mal durchlebten wir diese Unsicherheit nach dem Bombardement des Volkswagenwerks, als wir nicht wussten, wohin es gehen würde und ob wir nicht zurück nach Auschwitz geschickt würden. In Tiercelet nahm die Angst zu, aber wenn nachts die Bomber Richtung Deutschland flogen, schauten wir hoch. In Mittelbau funktionierten wir. Angst? Ich weiß es nicht.

Sabotage

Sabotage gab es, aber soviel ich weiß, von meiner Gruppe noch nicht im Volkswagenwerk, später aber in Dora. Ein Mann, der heute hier in Israel lebt, war einer der Saboteure. Er sah so idiotisch aus, dass jeder dachte, er würde noch



Demonstration im DP-Camp Belsen gegen die Einwanderungspolitik der Briten in Palästina, 1947. Rechts unten ist Mozes Schön zu sehen

nicht mal seinen eigenen Namen kennen. Seine Aufgabe war es, mit einem kleinen Eimerchen Farbe all jene Stellen an den fertigen Flugbomben auszubessern, wo es Kratzer gab usw. Deutsche sind da sehr pedantisch, selbst wenn die Flugbombe explodieren soll, muss sie makellos aussehen. Aber er hatte auch eine kleine Schneidemaschine, die er irgendwo versteckte. Wenn er mit der Farbe hantierte, dann schnitt er manche Drähte an der fertigen Rakete durch. Er wusste nicht genau, was er tat, er schnitt hier oder da etwas durch. Nach einigen Wochen kam ein großes Komitee nach Dora, und sie wollten herausfinden, wer da so gezielt Sabotage an ihrer „Wunderwaffe“ betrieb. Sie nahmen einige

Leute, vier oder fünf, mit, weil sie dachten, dies seien die Saboteure. Sie hängten sie am Eingang des Tunnels auf, durch den man gehen musste, um zur Arbeit zu gelangen. Neben den Toten hing ein Schild: „Wer hier Sabotage betreibt, wird so enden.“ So hingen die Getöteten dort zwei, drei Tage. Aber die Sabotage ging weiter, und es erschien erneut ein Komitee. Also wurden wieder Menschen aufgehängt. Das ging so drei oder vier Mal. Es waren Russen, die aufgehängt wurden. Niemand dachte, dass dieser idiotisch aussehende Mann aus unserer Gruppe die Sabotage betrieb. Nach dem Krieg hörte ich, was genau geschehen war. Sie wurden von einem Katapult abgeschossen, und nach



Im DP-Camp Belsen wird das Gepäck von Auswanderern zum Abtransport verstaut, 1947

einigen Minuten begannen die Flugbomben zu taumeln und fielen einfach herunter. Sie erreichten ihr Ziel nicht. Das war die Sabotage aus unserer Gruppe.

Endstation Bergen-Belsen

Mein Vater und ich waren die ganze Zeit über, seit Mai 1944, zusammengeblieben. Anfang April 1945 wurden Tausende von Häftlingen aus Dora in Züge verfrachtet und nach Bergen-Belsen gebracht. Auch wir waren darunter. Die Fahrt dorthin war grauenhaft. Die SS hat uns, etwa 100 Menschen, in einen offenen Wagen verfrachtet. Es dauerte zehn Tage, bis wir ankamen. Wir hatten nur Essen, das wir im Chaos



Mozes Schön mit seiner späteren Stiefmutter, einer UNRRA-Angestellten, 1946

eines der vorangegangenen alliierten Bombardements in Dora gestohlen hatten – ein Brot und Rindfleisch in Dosen. Während der Fahrt starben unaufhörlich Menschen. Immer wieder hielt der Zug, und es wurden die Toten ausgeladen. Eines Nachts kam ein deutscher Soldat und sagte, wir sollten uns setzen. Dann schoss er in einer gewissen Höhe einfach los, und jeder, der ein wenig hervorragte, war danach tot. Als wir in Belsen ankamen, lebten in meinem Waggon nur noch 20 Personen. Ich bin auf allen Vieren zu den Baracken gekrochen. Es war nur etwas mehr als ein Kilometer, den wir zurücklegen mussten, aber ich brauchte Stunden. Mein Vater besorgte uns dann irgendwoher Zuckerrüben, das hielt uns am Leben. Wir konnten den Engländern, unseren Befreiern, nicht mehr entgegengehen. Deshalb bekamen wir auch nicht sofort Lebensmittel – und das rettete uns das Leben, denn wir starben nicht, wie viele andere, an Diarrhöe.⁵⁸

Nach der Befreiung

Nach der Befreiung war ich mehr als ein Jahr in einem Krankenhaus in Celle. Mein Vater war ebenfalls lange im Krankenhaus. Wir Juden hatten ein anderes Leben nach dem Überleben als andere, die im Volkswagenwerk oder später in einem der KZ gewesen waren. Polen waren Zwangsarbeiter, Juden waren Sklavenarbeiter. Polen arbeiteten in einem Lager, wurden befreit und kehrten nach Hause zurück. Sie konnten irgendwohin zurückkehren. Die Holländer ebenfalls. Die Holländer waren in Zivilkleidung, sie waren Zwangsarbeiter gewesen, hatten Disziplin halten müssen, aber sie waren keine KZ-ler, während wir nicht einen Meter hatten ohne Bewachung gehen dürfen. Wir waren von der SS bewacht worden, sie nicht. Sie hatten ein normaleres Leben als wir Juden.



Moshe Shen (Bildmitte, unten) im Kibbutz Yagur, 1948/49

Die Familie war ausgelöscht

Meine Mutter kehrte nicht zurück. Von meiner Familie überlebten nur mein Vater und ich, außerdem eine Tante und ein Bruder väterlicherseits, der in die Sowjetunion verschleppt wurde und erst 1951 zurückkehrte. Sie behandelten ihn als ungarischen Soldaten, nicht als Zwangsarbeiter und deportierten ihn nach der Befreiung eben nach Russland. So gab es eben insgesamt nur wenige Überlebende. Mein Vater hatte neun Geschwister gehabt. Eine Schwester meiner Mutter kehrte ebenfalls zurück, weil sie zu dem Zeitpunkt der Deportationen nicht in Sighet lebte.



Moshe Shen (Bildmitte, oben) in der israelischen Armee, 1950

Nach Israel

Wohin sollten wir nach der Befreiung? Wir konnten nicht zurück nach Ungarn, es gab dort nichts mehr. Wir sind nach der Befreiung nach Israel gegangen. Wir waren zuerst in dem DP-Camp in Belsen. Ich kam schließlich sogar legal nach Palästina. Es gab 10 000 Zertifikate für jugendliche Überlebende. Im Frühling 1947 kam ich nach Israel, mein Vater folgte einige Monate später. An Pessach⁵⁹ 1947 war ich bereits auf dem Schiff Richtung Palästina.



Julie Nicholson

Julie Nicholson wurde 1922 als Julia Weiss im rumänischen Cluj in Transsylvanien geboren, das 1940 Ungarn zugeschlagen wurde und fortan Koloszvár hieß. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges wurden der Ort und die Region wieder rumänisch. Die Familie gehörte der Mittelklasse an und war überaus assimiliert. Der Vater Alexander (Sandor) war Anwalt, die Mutter Piroska, genannt Piri, Hausfrau. Julias Bruder, Janos, war drei Jahre älter.

Nach der deutschen Okkupation Ungarns im März 1944 wurde Julia, die in Budapest eine Ausbildung an einer Kunsthochschule absolviert hatte, auf dem Bahnhof der Stadt verhaftet und binnen kurzer Zeit nach Auschwitz deportiert. Julia hatte während der Verfolgung das große Glück, von der Verhaftung bis zur Befreiung mit Julia Kertesz, einer Freundin aus Cluj, zusammen sein zu können.



Julia Weiss in Cluj, 1927

Julia Weiss wurde aus dem Vernichtungslager Auschwitz nach Bergen-Belsen deportiert, wo auch ihre Eltern und ihr Bruder hingelangt waren. Im „Ungarnlager“ untergebracht, waren sie zur Teilnahme an dem so genannten Kasztner-Transport für eine Ausreise in die Schweiz vorgesehen. Als die Alliierten näher rückten, wurden sie stattdessen nach Tröbnitz gebracht, wo der Vater starb, während Julias Mutter und der Bruder überlebten.

Julia wurde als Zwangsarbeiterin nach Fallersleben deportiert. Vom Volkswagenwerk aus wurden Julia und ihre Freundin Anfang April 1945 nach Salzwedel, einem Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme, gebracht, wo sie von der amerikanischen Armee Mitte April 1945 befreit wurden. Julia blieb nach der Befreiung noch einige Zeit in Deutschland, zumal es kaum Transportmöglichkeiten gab, um den

Heimweg nach Cluj anzutreten. Sie kam in einer Art DP-Camp unter, das in einer ehemaligen Fliegerschule eingerichtet wurde. Anschließend lebte sie eine Zeit lang in einem requirierten großen Privathaus in Tangermünde. Von dort konnten sie und eine Freundin aus der Lagerzeit mit Hilfe jugoslawischer Heimkehrer nach einigen Monaten nach Ungarn gelangen, von wo aus sie 1946 nach Cluj zurückkehrte. Dort fand sie ihre Mutter und ihren Bruder wieder. Julia ging nach Bukarest, verliebte sich in Oskar Feldmann, dessen aus Odessa stammende Familie seit der kommunistischen Revolution in Rumänien lebte. Oskar ging 1947 nach München, arbeitete für den JOINT⁶⁰ und erhielt eine Fotografenausbildung. Julia folgte ihm auf abenteuerlichen Wegen nach, und sie heirateten noch im gleichen Jahr. Paris war 1948 die nächste Station des jungen Paares, bis sie sich



Julie Nicholson in Paddington, 2005

1949 in Genua auf ein Schiff Richtung Australien begaben. Julia wurde zu Julie. Das Paar bekam zwei Söhne, doch die Ehe ging auseinander. Julie heiratete ein weiteres Mal, diesmal einen Engländer, und wurde zu Julie Nicholson. Sie war u.a. als Innendekorateurin tätig und arbeitete dann die meiste Zeit an einer Hochschule in der Lehrerausbildung und lehrte Kunst und Kunstgeschichte. Nach ihrer Pensionierung war sie als Art-Consultant aktiv.

Julie Nicholson war eine hochgewachsene, zarte und zugleich starke, sehr humorvolle Frau. Sie umgab sich in ihrem kleinen Haus mit vielen Bildern, Büchern, schönen alten Möbeln und ihrem Hund. Ein kleiner wilder bunter Garten war ihr Refugium und dorthin zeigte sie, wenn sie erzählte, dass sie an keine Religion mehr glaubt, sondern an die Schöpfung, den Geist der Natur. Sie war eine warmherzige Frau, die sich wohl kaum etwas mehr wünschte, als dass die Menschen in Frieden und gegenseitigem Respekt leben.

Julie Nicholson bezeichnete die zum Tod ihres Vaters führenden Umstände als die „größte Tragödie meines Lebens“. Julie Nicholson empfand keine Überlebensschuld, aber sie sah ihr Überleben als Auftrag.

Julie Nicholson starb im Sommer 2007.



Die Familie Weiss bei Cluj, 1930

INTERVIEW

Julie Nicholson⁶¹

**Die Geschichte zu bewahren und daraus zu lernen,
das ist ein wichtiger Auftrag**

Ich habe schon oft von meiner Geschichte und der Verfolgung berichtet und meinen Frieden damit gemacht. Als ich Freunden erzählte, dass ich dieses Interview machen werde, wollten sie wissen, was mit dem Text geschieht und fragten, warum ich davon noch mal erzählen will. Ich denke, es ist

wichtig. Die Menschen sollen wissen, wozu andere Menschen fähig sind. Der Antisemitismus erstarbt wieder, und auch wenn ich meine, dass für Juden der einzige Weg über die Assimilation in die jeweilige Gesellschaft führt, so weiß ich, dass es Antisemiten egal ist, wie man sich selbst definiert. Für die bleiben Juden immer Juden – a rose is a rose is a rose. Es ist wichtig, die Geschichte zu bewahren. Und daraus zu lernen. Das ist ein wichtiger Auftrag.

JULIE NICHOLSON



Julia Weiss in Cluj, 1926

Behütete Kindheit

Geboren wurde ich 1922 in Cluj als Julia Weiss. Ich komme aus einem Elternhaus, das warm und liebevoll war. Meine Eltern waren intelligente Menschen, die sehr glücklich miteinander verheiratet waren. Meine Familie war nicht reich, aber wir hatten genug Geld und gehörten der Mittelklasse an. Ich hatte einen drei Jahre älteren Bruder, Janos. Mein Vater Alexander – er hieß im Ungarischen Sandor – war Anwalt. Meine Mutter war Hausfrau, der ein nichtjüdisches Kinderfräulein half. Es ging uns gut.



Julia Weiss in Cluj, 1940

Wir waren absolut assimiliert, und der Zionismus spielte keine Rolle. In meinem Zuhause war auch Humor immer wichtig, und diesen „sense of humour“ habe ich mir stets bewahrt. Es gab viele Bücher bei uns, und mein Vater war einer der Herausgeber der lokalen Tageszeitung. Als ich aufwuchs, hörte ich deshalb stets, was in der Welt geschah. Ich erinnere mich an das tägliche Mittagessen. Wir waren alle um den Tisch versammelt und die neuesten Ereignisse wurden diskutiert. Ich war damals nicht gerade versessen aufs Lesen, und so fragte ich immer, was an diesem Tag

gerade in der Zeitung steht. Und wenn mein Vater uns die Neuigkeiten erzählte, fragte ich stets – das wurde zum „running gag“ –: „Ist das gut für uns, Papa?“ – und meinte: ist das gut oder schlecht für uns Juden? Wir wussten dadurch natürlich auch, was in Deutschland vor sich ging. Ich hatte zwei Tanten, Schwestern meiner Mutter, die in Berlin Zahnmedizin studierten und 1933 nach Cluj zurückkamen. Ich wusste immer, dass Juden nicht gemocht wurden und, dass man als Jude eine Bürde trug. Persönlich merkte ich aber vom Antisemitismus während meiner Kindheit und Jugend nichts. Vielleicht, weil ich so behütet aufwuchs. Ich denke heute, dass ich während des Krieges besser aushalten konnte, was die Welt über mich brachte, weil ich solch eine glückliche und wundervolle Kindheit erlebt hatte.

Unsere jüdische Identität war nicht an Religion gebunden. Wir waren zwar Juden der Geburt nach, jedoch gingen wir noch nicht einmal an den hohen jüdischen Feiertagen, von denen ich nicht einmal wusste, wann sie genau waren, in die Synagoge. Wie viele Juden führte auch meine Familie das Gebot der Zedaka, der Wohltätigkeit, weiter, aber eben säkularisiert. Mein Vater gab den Zionisten Geld, und er gab den Kommunisten Geld – wer etwas brauchte, bekam es. Was die Organisationen damit anstellten, war deren Angelegenheit. Er war ein sehr weiser und gerechter Mann. Vielleicht resultierte der hohe Grad der Assimilation und das religiöse Desinteresse aus dem Umstand, dass mein Vater, der aus dem kleinen Ort Munkacs in der Tschechoslowakei stammte, in einem sehr strengen und orthodoxen Elternhaus aufgewachsen war. Er hat sich von dieser Familientradition radikal gelöst. Meine Mutter kam aus einer vornehmen Familie, und sie blieb ihr Leben lang ein wenig „snobbish“. Sie war wunderbar, sehr klug, aber eben „snobbish“. Mein Bruder Janos wollte Chemie studieren, doch es gab



Julia Weiss mit ihren Eltern Sandor und Piri, 1940

einen Numerus Clausus für Juden an der Universität, so dass er nicht angenommen wurde. Also studierte er, wie mein Vater, Jura. Ich ging in Cluj zur Schule, was mir aber keinen besonderen Spaß machte. Stattdessen liebte ich es bereits als Kind, etwas mit meinen Händen zu machen, also bastelte ich zum Beispiel Puppen. Nach dem Schulabschluss wollte ich so gerne nach Italien gehen, um in einer damals berühmten Puppenmanufaktur zu lernen. Meine Eltern waren sehr modern und drängten mich nicht, etwas Ungeübtes zu tun, sondern förderten meine Talente. Ich durfte als Jugendliche tun, was ich wollte. Aber nach Italien ließen sie mich nicht, denn der Krieg war bereits ausgebrochen. Die Deutschen hatten Polen besetzt, und Italien war mit Deutschland verbündet. Mein Vater stellte mich dann auf eine Probe: „Wenn es dir gelingt, in Budapest an der Kunsthochschule angenommen zu werden, dann lasse ich dich gehen.“ Das war seine einzige Bedingung: Ich sollte zeigen, dass ich selbstständig und erwachsen genug war. So ging ich von Büro zu Büro, füllte Papiere aus, stellte mich vor und schließlich wurde ich in Budapest an der Hochschule „Atelier“ angenommen. Dort war ich zwischen 1939 und 1943 und hatte vier wundervolle Jahre in Budapest. Als



Julia Weiss und eine Freundin in Budapest, 1943

mich mein Vater einmal besuchte – das war immer sehr schön, wir gingen dann zusammen aus –, sagte er mir zwei Sätze, die ich nie mehr vergessen habe und die mir in der schweren Zeit der Verfolgung halfen. Einer lautete: „Am Ende des Tages bist du allein.“ Ich war sehr überrascht, weil er doch so glücklich war mit meiner Mutter, aber ich glaube, er hatte damals den Wunsch, mir zu sagen, dass ich selbstständig sein soll und stark genug, alleine zu leben. Der andere Satz war: „Selbst der weiseste Mensch macht jeden

Tag acht Fehler.“ Selbstkritik ist seitdem wichtig für mich, denn jede Selbstkritik führt dazu, dass man ein besserer Mensch wird.

Nachdem ich meinen Abschluss in Budapest hatte, wollte ich weiterhin selbstständig sein, auch finanziell. So arbeitete ich, machte ein Zusatzstudium, lebte in einem Haus im sechsten Stock, bescheiden, aber unabhängig. Als ich in den Ferien zu Hause war, erzählte ich, dass ich, um Geld zu sparen, die Treppe benutzte und nicht den Lift. Mein Vater war ärgerlich, aber ich setzte mich durch.

Ende 1943 hatte mein Vater durch seine Herausgebertätigkeit sicher viel über das Schicksal der Juden in Europa erfahren. Ich wusste lediglich, dass die Juden verfolgt wurden, aber mehr nicht. Meine Eltern ließen mich noch 1944 zurückgehen nach Budapest. Sie glaubten nicht, dass diese Verfolgung auch uns betreffen könnte. Es ist schwer, sich dies vorzustellen, aber Cluj gehörte ja zu Ungarn, und Ungarn war nicht besetzt. Außerdem hatte mein Vater im Ersten Weltkrieg in der ungarischen Armee gekämpft, und er glaubte daran, dass uns dies gegebenenfalls Schutz bieten würde. Er glaubte an Kameradschaft und eine positive Form von Ehre und Anstand.

Verhaftung in Budapest

Eines Morgens nahm ich gerade ein Bad. Es war der 19. März 1944. Meine Freundin, mit der ich zusammen lebte, rief mich, meine Mutter wäre am Telefon. Ich sprang aus der Wanne, klatschnass wie ich war, und ging zum Telefon. Meine Mutter sagte: „Komm sofort nach Hause. Die Deutschen sind einmarschiert!“ Ich packte meine Sachen, informierte meinen Freund René, der kein Jude war. Er begleitete mich zum Bahnhof in Budapest. Es war der erste Tag der deutschen Herrschaft in Ungarn, aber ich registrierte keine

deutschen Truppen in der Stadt. Ich habe sie vielleicht nicht sehen wollen und war vollkommen ahnungslos, glaube ich im Nachhinein. Vielleicht war ich sogar naiv.

Mein Freund trug also mein Gepäck und am Bahnhof hielt mich jemand an. Ich denke, es war ein ungarischer Polizist. Er fragte mich: „Bist du Jüdin?“ Ich antwortete ehrlich: „Ja.“ Mein Freund wurde ebenfalls gefragt. Er verneinte. Der Polizist sagte: „Dein Freund kann gehen. Er wird auf dein Gepäck aufpassen. Du kommst mit mir mit.“ Er öffnete eine Tür, irgendwo im Bahnhof, stieß mich hinein. Er schloss die Tür. Es war entsetzlich dunkel. Ich sah niemanden, spürte aber, dass da noch mehr Menschen waren. Als das Licht anging, sah ich, dass da ein anderes Mädchen aus Cluj war, eine Freundin von mir, die ebenfalls auf ihrem Weg nach Hause gewesen war.

Das Mädchen war Julia Kertesz, wir nannten sie immer Uli.⁶² Von diesem Moment an waren wir stets zusammen bis zur Befreiung. Das wusste ich damals noch nicht, aber allein der Moment, als ich sie sah, war eine große Erleichterung. Da war jemand, den ich kannte, eine Freundin! Am nächsten Tag oder am übernächsten brachte man uns per Zug nach Kistarcsa, wo die Ungarn Juden sammelten und von dort deportierten. Da waren Baracken, nicht viel mehr. Das war etwa eine Stunde von Budapest entfernt. Wer uns bewachte, weiß ich nicht. Ob es Deutsche oder Ungarn waren, was machte das aus? Beide verfolgten uns. In Kistarcsa waren viele Hundert Menschen, aber wie viele, das weiß ich nicht genau. Wir trugen das am Leib, was wir während der Verhaftung an hatten. Es war kalt gewesen, und ich hatte meinen Wintermantel an. Mein weniger Schmuck war mir bereits weggenommen worden, auch eine kleine Armbanduhr, die ich sehr mochte. Ich habe nie mehr eine so hübsche Uhr gesehen. Ich weiß noch, dass ich einmal an einem Fens-

ter stand, herausblickte und einen Mann sah, den Vater einer sehr lieben Freundin von mir in Budapest. Als ich ihn sah, dachte ich: „Wenn selbst er inhaftiert ist, was geschieht dann mit uns?“ Da hatte ich plötzlich Angst. Ich weiß nicht, wie lange wir dort in Kistarcsa waren. Nicht sehr lange, denke ich.

Ich habe von da an wenig Zeitgefühl und kann mich an die ganzen folgenden Deportationen kaum erinnern, ebenso wenig an das Essen oder welcher Tag wann war. Das ist alles sehr ungenau. Das geht so bis zur Befreiung. Angst hatte ich selten. Ich dachte immer, ich würde schon überleben. Ich schaute mir alles an und dachte: „Interessant, was da geschieht.“ Ich war neugierig auf das, was um uns herum passierte. Aber ich dachte, es geschieht ja nicht wirklich mir. Das war eine unbewusste Haltung, vielleicht auch ein Schutzwall, der mich abschottete gegen das, was mir widerfuhr. Auch meinen Humor habe ich mir in dieser ganzen Zeit bewahrt. Uli sagte immer: „Wir haben auch wegen deines Humors überlebt.“ Vielleicht ist da etwas Wahres dran.

Auschwitz

Ich weiß nicht mehr, wie wir aus Kistarcsa wegkamen, wie die Reise war, wie lange wir unterwegs waren. Wir wurden in Viehwaggons weggebracht, aber es war nicht eng. Ich konnte urinieren. Es gab keine solchen Probleme mit fehlenden Eimern oder ähnliches. Irgendwann waren wir in einem Land, dessen Sprache und Schilder wir nicht verstanden. Heute weiß ich, dass wir in Polen angekommen waren. Das nächste, was ich weiß, war die Ankunft in Auschwitz, das Öffnen der Waggons und das Schreien: „Alles aussteigen!“ Sie schrien uns an und sagten, da stehe ein LKW, den könnten wir benutzen, wenn nicht, sollten wir eben laufen. Uli und ich waren froh, nach der langen Fahrt zu laufen und

entschieden uns, zu Fuß zu gehen. Das rettete uns das Leben, aber das wussten wir damals nicht. Alle, die auf die LKWs stiegen, wurden sofort in die Gaskammern geschickt.⁶³

Wir machten dann die ganze Prozedur durch: Scham- und Achselhaar wurde geschoren. Wir mussten unsere letzten Habseligkeiten hergeben. Ich bekam einen blauen Anzug mit langen Ärmeln, eine Art Kleid, einen Fetzen, mit glänzenden Ärmelaufschlägen, an denen tote Läuse klebten. Ich wusste erst einmal gar nicht, was da klebte. Und weil ich so groß bin und auch große Füße habe, bekam ich Männerchuhe, aber ohne Schnürsenkel. Das war die Kleidung von bereits Ermordeten, aber das wusste ich noch nicht. Dann wurden uns die Nummern eintätowiert: Meine war 80519. Interessanterweise wurde uns das Kopfhair nicht ganz geschoren, sondern nur bis über die Ohren.

Ich registrierte zunächst gar nichts. Ich war immer in Angst um meine Eltern und meinen Bruder – nicht um mich. Ich hoffte einfach nur, dass es ihnen gut ging. Und ich wollte ihnen mitteilen, dass es mir gut ging – naja, gut. Also, dass ich am Leben war. Dass ich mit Uli zusammen war, half sehr. Wir sprachen über unser Zuhause, unsere Familien, erinnerten uns an fröhliche, unbeschwerte Zeiten. Eines bedauerten wir ganz besonders: Dass wir noch Jungfrauen waren und vielleicht starben, bevor wir die Liebe kennen gelernt hatten.

Alltag in Auschwitz

Unser Block, Nummer 15, war unter der Aufsicht von zwei jüdischen polnischen Häftlingen, den Blockwarten. Sie waren grausam. Das mussten sie wohl sein, um zu überleben. Sehr klar kann ich mich an die Appelle erinnern: Wir standen oft bis zu den Knöcheln im Matsch. Wir standen in Fünferreihen, ich wegen meiner Größe hinten. Und dann

wurde gezählt, und wir standen dort, stundenlang, bei jedem Wetter.

Und das Essen? Es war grauenhaft, irgendeine stinkende, dünne, braune Flüssigkeit. Dann Brot, ein wenig von etwas, das an Marmelade erinnerte, etwas, das Kaffee oder Tee sein sollte. Aber ich wollte überleben, das war mein Ziel. Also wusste ich, ich musste alles essen, egal was es war, um bei Kräften zu bleiben. Und so zwang ich mich, das zu essen: Einen Schluck für meinen Vater, einen Schluck für meine Mutter, einen Schluck für meine Liebe usw., bis zu einem Schluck für meinen Hund.

Schlimm war die Situation mit den Toiletten, denn das waren lange Rinnen mit Holzbrettern und Löchern darin. Ich konnte zwei Wochen nicht auf die Toilette und bekam fürchterliche Schmerzen. Papier gab es auch nicht. Es war schrecklich. Meine Menstruation blieb in dem Moment aus, als ich nach Auschwitz deportiert wurde und setzte erst lange nach der Befreiung wieder ein.

Nachdem ich wusste, was in Auschwitz geschah, war meine größte Sorge jene um meine Familie. Ich hatte Angst um sie. Seltsamerweise habe ich bis zur Befreiung keine Erinnerung an Leichen und tote oder getötete Menschen, nicht einmal für die Monate in Auschwitz. Ich nehme an, dass auch hier wieder ein unbewusster Selbstschutz aktiviert war. Ich sah keine Toten.

Arbeit in Auschwitz

Dass in Auschwitz Juden vernichtet wurden, war uns nicht sofort klar. Das Wissen kam erst später. Wir sahen die Schornsteine, den dichten, beißenden Rauch und erfuhren so nach und nach, was hier geschah. Es war alles perfekt und auf sehr deutsche Weise organisiert, sehr perfekt, eine perfekte grausame Maschinerie des Todes. Meine erste

Arbeit war in einer Art Steinbruch. Wir mussten Steine hin- und herschleppen. Einer fiel mir auf die Zehen, das sieht man noch immer.

Dann gab es einen neuen Appell und man fragte: „Wer von euch kann deutsch sprechen?“ Ich hob sofort meine Hand, Uli auch. Dann kam die Frage: „Wer von euch hat eine schöne Handschrift?“ Ich hob sofort wieder meine Hand. Man rief uns heraus. Man sagte uns: „Du wirst im Büro arbeiten!“ Es war keine wirkliche Büroarbeit, aber man hatte wohl sofort nach unserer Ankunft gedacht, man würde aus unserer Gruppe einige Mädchen zur „Büroarbeit“ brauchen und hatte uns deshalb die Haare nicht ganz geschoren. Es war zwar keine schwere körperliche Arbeit mehr, aber trotzdem grauenvoll.

Wir bekamen blaue, weiße und grüne Karteikarten und mussten dort von den neuen Häftlingen die Namen, das Geburtsdatum und den Ort, aus dem sie kamen, aufschreiben. Es war kein Büro, sondern wir standen im Freien und mussten die Menschen, nachdem sie den ganzen Prozess durchlaufen hatten – von der Selektion und der Tätowierung der Nummer bis zur Rasur –, verzeichnen. Danach kamen sie in den Kreislauf von Auschwitz. Einige überlebten, andere wurden verbrannt, andere wieder weiter deportiert. Ich weiß nicht, was mit all den Menschen, die ich registrierte, danach im Einzelnen geschah. Wir sahen keine Selektionen unter den Neueingetroffenen. Wir nahmen nicht an solchen Dingen teil. Davon bleiben wir glücklicherweise verschont.

Eines Tages kam ein Transport aus Theresienstadt an. Das waren lauter alte Menschen, vor allem alte Frauen. Ich weiß nicht, warum man sie noch registrierte, denn sie wurden wohl kurz danach getötet. Das war schrecklich, lauter alte Damen, klein, abgemagert, verschüchtert. Sie wussten oft-

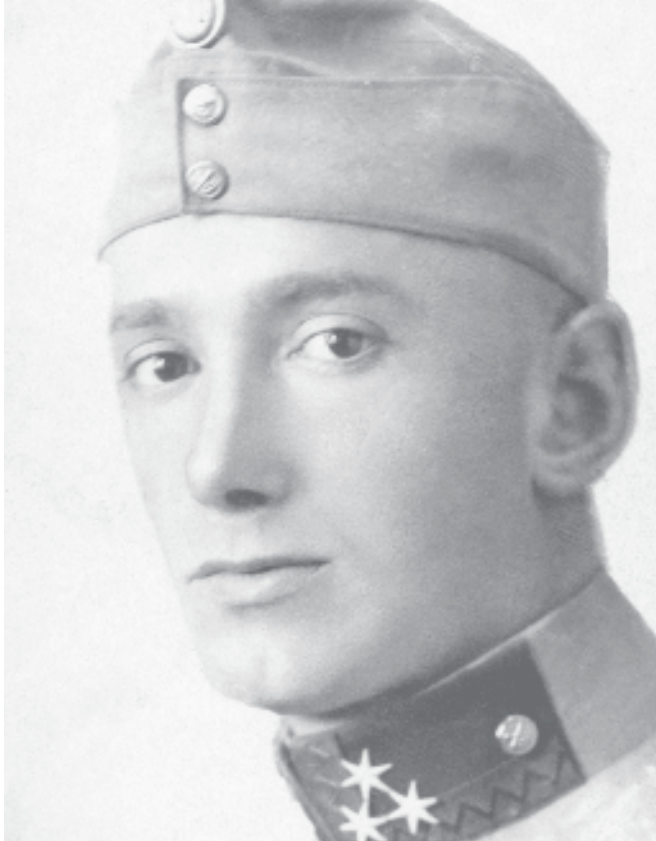
mals noch nicht einmal mehr ihre Namen, und so schrieb ich halt irgendeinen erfundenen Namen auf die Karte. Das machte doch keinen Unterschied mehr. Das war doch egal. Hauptsache war doch für die Deutschen, dass die Anzahl der Registrierten stimmte. Ich konnte doch diese alten armen Frauen nicht so lange bearbeiten, bis sie ihren Namen wieder wussten. Also erfand ich welche und ließ sie in Frieden.

Begegnung mit Mengele

Es gab eines Tages eine Selektion, und wir mussten uns alle ausziehen. Dann hatten wir uns vor zwei SS-Männern zu zeigen. Einer der beiden war, wie ich später herausfand, Mengele. Er war ein gut aussehender Mann, und mein Jugendfreund René aus Budapest hatte Ähnlichkeit mit ihm – deshalb konnte ich später herausfinden, dass es Mengele war, dem ich gegenüberstand. Wir waren ohne Scheu, denn das waren keine Männer, sondern Deutsche, keine menschlichen Wesen, vor denen wir Scham empfinden konnten. Vor ihnen war ich keine Frau. Wer zu dünn war, wurde nach rechts geschickt, zu den Kaminen. Dann stoppte mich Mengele und fragte: „Von wo bist du?“ Ich sagte: „Block 15“. Er schrie mich an: „Nein, nicht das, sondern von wo kommst du?“ Ich sagte: „Ungarn“. Er winkte mich weiter. Er wusste nicht, woher ich stammte, weil ich so groß gewachsen bin. In Ungarn sind die meisten Frauen aber eher klein, viele gedrunken, so dass ich herausragte. Ob mir meine Größe half, weiß ich nicht.

Von Auschwitz nach Bergen-Belsen

Ich kann mich kaum erinnern, wie lange ich in Auschwitz war, einige Monate wahrscheinlich. Es muss Spätherbst 1944 gewesen sein, als Uli und ich nach Bergen-Belsen transportiert wurden. Ob dies daran lag, dass die Front



Alexander Weiss als Soldat im 1. Weltkrieg

näher rückte, weiß ich nicht. Wahrscheinlich.⁶⁴ Es gab Gerüchte und die Hoffnung, dass eine Armee näher rückte. Doch welche Armee das war, wusste oder ahnte ich nicht. Es gab nur die Hoffnung, dass uns irgendwer irgendwann befreien würde. Wie ich nach Bergen-Belsen kam, weiß ich wieder nicht. Es war kalt, es war Winter. Wir wurden in einer Art Baracke auf dem Boden untergebracht. Es war alles irgendwie provisorisch. Es schneite und wir wuschen uns mit dem Schnee, um den ganzen Schmutz und die Läuse abzuwaschen. Ich wurde entsetzlich krank, aber das war mir egal. Ich wollte mich nur einmal wieder sauber fühlen. Eines Tages kam ein Deutscher ins Zelt oder die Baracke und rief mich, meine Freundin und eine andere Julie aus den Niederlanden beim Namen. Das nächste, was geschah: Wir waren

in Fallersleben im Volkswagenwerk. Warum, wusste ich damals nicht, sondern habe es später erfahren.

Kontaktversuch mit der Familie

Ich fand später heraus, weshalb ich nach Fallersleben geschickt wurde. Meine Eltern und mein Bruder waren in Cluj geblieben und wurden einem „Spezialtransport“ zugeteilt.⁶⁵ „Prominente“ Juden nicht nur aus Cluj, sondern aus ganz Ungarn waren in einer Gruppe zusammengefasst worden und mit Genehmigung der deutschen Behörden sollten sie in die Schweiz gelangen. In dem Transport waren auch die Eltern Uli. Meine Eltern waren also, zusammen mit den anderen aus der Gruppe, in Bergen-Belsen, als wir ankamen. Für sie sollte es nur ein Zwischenstopp sein, bevor sie in die Schweiz gebracht werden sollten. Der junge Mann, der uns das brachte, was man als Morgenkaffee bezeichnete, hatte auch Zugang zu der Gruppe dieses „Spezialtransport“. Er erzählte uns, dass da noch mehr Menschen aus Cluj in Bergen-Belsen seien, und wir fanden heraus: Das waren unsere Eltern!

Dieser junge Mann schmuggelte für uns Papier und einen Stift, und wir schrieben eine Notiz, damit sie wussten, dass wir am Leben waren. Mein Vater war im Ersten Weltkrieg Major gewesen und hoffte auf militärischen Anstand. Er ging zum Lagerkommandanten und fragte: „Meine Tochter ist hier. Kann ich sie besuchen?“ Was danach geschah: Die Tochter wurde nach Fallersleben geschickt. Der Vater, die Mutter und ihr Sohn wurden aus dem Spezialtransport herausgenommen und später aus Bergen-Belsen weggeschafft. Mein Vater starb in Tröbnitz an Meningitis, meine Mutter und mein Bruder überlebten. Auch die Eltern vom Uli wurden aus dem Transport herausgenommen. Meine Mutter erzählte mir später, die letzten Worte meines Vaters waren: „Geht

nicht nach Hause, bevor ihr nicht Julia gefunden habt.“

Ich bin entsetzlich traurig, dass mein Vater gestorben ist. Irgendwie ist das mein einziges Gefühl von Schuld, das ich habe. Hätte ich ihm nicht den Zettel zukommen lassen, dann hätte er sich nicht an den Kommandanten gewandt. Aber was sollte ich tun? Ich wollte, dass er und meine Familie wusste, dass ich am Leben war.

Alltag im Volkswagenwerk

Von Bergen-Belsen wurden Uli, das niederländische Mädchen und ich zusammen mit vielleicht zwei Wachmännern per Zug nach Fallersleben gebracht. Im Werk wurden wir in die bestehende Häftlingsgruppe integriert. Zusammen waren wir mehrere Hundert Frauen und Mädchen.

Unsere Unterkunft war ganz anders als in Auschwitz oder Bergen-Belsen. Es gab Betten, nicht gerade Luxus, aber zumindest nur zwei Betten übereinander. Es war sauber, es gab Duschen, es gab Toiletten. Das war für andere Menschen normal, aber nicht für uns. Das war ein Ereignis. Wie das Essen war, kann ich nicht sagen, daran erinnere ich mich nicht. Hunger hatten wir oft, und wir waren entsetzlich dünn, also kann es nicht so gut gewesen sein. Aber ich weiß noch nicht einmal, ob jede Geschirr hatte, ob wir an einem Tisch oder auf dem Boden saßen, wenn wir Essen bekamen.

In einer Hierarchie der Lager war Fallersleben ein Ort, an dem das Überleben wieder möglich erschien. Hier konnte man Hoffnung haben. Aber ich dachte auch nie daran, nicht zu überleben. Ich glaubte immer daran, ob in Auschwitz oder später. Ich wollte nicht aufgeben. Überleben war mein wichtigster Gedanke, und es half, dass Uli und ich uns über unser Zuhause unterhalten konnten. Wir hielten uns an diesen Erinnerungen fest.

Arbeit im Werk

Ich erinnere mich kaum an die Fabrik. Ich glaube, ich habe das Gebäude nie von außen gesehen. Am ersten Tag – es war Winter – mussten wir Metallteile, die auf einem großen Haufen lagen, von dort wegnehmen und woanders hinbringen. Das machte irgendwie keinen Sinn, aber vielleicht wussten sie nicht, was sie mit uns anfangen sollten.

Dann arbeitete ich an einer Bohrmaschine. Ich musste ein hohles langes Metallrohr in eine Maschine einspannen und einen Hebel herunterdrücken. Dadurch wurden zwei Löcher in das Rohr gestanzt. Dann legte ich es beiseite und nahm ein neues Rohr. Es war keine schwere Arbeit, das Rohr war nicht schwer, und ich konnte mich eigentlich nicht verletzen. Ob ich eine Art „Prüfung“ machen musste, weiß ich nicht. Jedenfalls stand ich da und stanzte Löcher in das Rohr. Ich erfuhr irgendwie, dass dies Teile der V 2, der so genannten Wunderwaffe Hitlers, waren.⁶⁶

Am Fließband zu arbeiten war viel schwerer. Andere Mädchen mussten runde hohe Metallplatten mit Farbe besprühen. Sie atmeten die Dämpfe ein. Es gab keine Masken und nichts. Es war sehr ungesund, was denen, die uns die Arbeit zuwies, natürlich egal war. Ich erinnere mich an ein Mädchen, das so schwer erkrankte, dass wir es in Salzwedel, wohin wir vor Kriegsende evakuiert wurden, nach der Befreiung zurücklassen mussten. Sie konnte nicht mehr laufen. Ich denke manchmal an sie und würde gerne wissen, was aus ihr geworden ist. Die Folgen der Arbeit zeigten sich, denke ich, bei vielen erst später. Die Deutschen sprachen nicht mit uns, außer um Anweisungen zu geben.

Ich erinnere mich an ein sehr unangenehmes Erlebnis – es war alles unangenehm, aber das war würdelos: Ich musste auf die Toilette, und es dauerte wohl in den Augen der SS-Frau, die uns beaufsichtigte, zu lange. Sie kam in die Toilet-

te und schrie: „Rausgehen!“ Ich sagte: „Ich muss mich noch abputzen.“ Als ich rauskam, trat sie mich in den Hintern. Das hat zwar nicht weh getan, aber ich dachte: „Wo bin ich? Was soll das?“ Es war einfach schrecklich, dort zu sein. An körperliche Angriffe auf uns kann ich mich nicht erinnern. Ich weiß nicht, ob ich das nicht sah oder es keine gab.

Kontakte

Mit den anderen Zwangsarbeitern hatten wir keinen Kontakt. Einerseits waren wir ja im KZ-Kommando ausschließlich Juden. Andererseits gab es eine Hierarchie, in der wir ganz ganz unten waren. Russen oder andere interessierten sich einfach nicht für uns. Der einzige, mit dem ich von Zeit zu Zeit ein paar Worte austauschte, war ein französischer Zwangsarbeiter, der in der Fabrik einen anderen Status hatte als wir. Er war so etwas wie ein Aufseher für die Maschinen. Er war groß und blond, gut aussehend. Es war für ihn gefährlich, mit uns, den Jüdinnen, zu sprechen. Wir als Juden waren vollkommen isoliert. Ansonsten waren da nur Deutsche.

Ich erinnere mich sehr gut an die hübschen jugoslawischen Mädchen, die eines Tages in der Fabrik auftauchten.⁶⁷ Sie hatten alle langes dunkles Haar, das geflochten und an einer Seite hochgesteckt war. So trugen sie es alle. Sie sahen so anders aus als wir, so gesund, so kräftig, so stark. Man sah ihnen an, dass sie Kämpferinnen waren. Ich hatte von ihnen einen guten Eindruck, und sie waren für mich das Ebenbild des prallen Lebens.

Innerhalb der Häftlingsgruppe fanden Uli und ich Anschluss. Es gab meine Tante dort. Außerdem freundete ich mich mit zwei Frauen an, einer älteren Frau und ihrer Tochter. Sie waren beide aus Ungarn. Eine junge Frau meines Alters, Eva, eine überzeugte Kommunistin, wurde ebenfalls

zur Freundin und Gefährtin. Sie erzählte mir viel über Evolution und Revolution, aber da hörte ich nicht genau hin. Denn noch glaubte ich an Gott, und der Kommunismus war mir fremd. Eva ist Ärztin geworden und lebt noch heute in Cluj.

Im Krankenrevier

Im Krankenrevier des Lagers arbeitete meine Tante Sara Goldstein, geborene Burger, die eigentlich Zahnärztin war, aber dort als Allgemeinärztin wirkte. Sie war verantwortlich für die jüdischen Häftlinge. Ich kam in das Krankenrevier wegen meines Blinddarms. Diese Geschichte hatte ein Vorspiel 1944 – wenige Tage, bevor ich in Budapest verhaftet wurde, hatte ich Schmerzen in der Leistengegend gehabt. Man hatte sich beraten, ob man mich wegen des Blinddarms operieren sollte und sich dagegen entschieden. Die Schmerzen waren nach und nach verschwunden und nun, in Fallersleben, kamen sie plötzlich und mit großer Vehemenz wieder. Es war eine unglaubliche Agonie, die ich empfand. Ein französischer Arzt oder Krankenpfleger, ein Kriegsgefangener oder Zwangsarbeiter, schaute nach mir und meinte, man müsse mich unbedingt operieren.

Als man mich zur Operation abholte, dachten die anderen, ich würde umgebracht. Ich blieb zuversichtlich, dachte, es könne nur besser werden, eine Operation würde mir helfen. Ich war die einzige, die nicht glaubte, man würde mich vernichten.

Was ich dann noch erinnere, war die menschliche Reaktion einer SS-Aufseherin namens Annemarie. Sie ermahnte meine Mithäftlinge, die mich auf einer Trage zum Krankenrevier brachten, beim Laufen aufzupassen, mich nicht so durchzuschütteln, denn das würde mir wehtun. Da gab es plötzlich eine menschliche Reaktion von einer Aufseherin, und das hat mir gut getan.

Dann erinnere ich, dass ich auf dem OP-Tisch lag und zählen musste. Ich zählte bis 25, dann war ich weg. Schließlich wachte ich auf und merkte, dass ich noch am Leben war und im Krankenhaus lag. Warum man mich überhaupt operiert hat, frage ich mich bis heute. Man hätte mich auch sterben lassen können, ich war doch nur eine Jüdin. Aber vielleicht war es effektiver, wenn ich lebte und weiter arbeiten konnte. Es war wohl gleich – man operierte, und wenn ich überlebte: gut. Wäre ich gestorben – auch gut. Mir gegenüber lagen russische Kriegsgefangene. Kommunikation gab es nicht, denn sie wussten, ich war Jüdin und deshalb konnten sie mich wohl nicht leiden.

Ich habe erst später erfahren, dass ich fast gestorben wäre. Man hat mich nach der OP irgendwo liegen lassen, und es war Sara Frenkel, von der ich annahm, sie sei eine Deutsche, die mir half.⁶⁸ Das habe ich damals aber nicht mitbekommen. Eine andere deutsche Schwester meinte wohl, man brauche sich nicht um mich kümmern, ich würde sowieso sterben. Sara hat mich durchgebracht. Unfreiwillig mitgeholfen bei der Genesung hat auch eine äußerst brutale Schwester – wahrscheinlich dieselbe, die mich sterben lassen wollte. Sie schrie mich an: „Aufstehen!“ Ich sagte: „Ich kann nicht!“. Sie zerrte mich also aus dem Bett und die Wunde öffnete sich. Das war gut, denn die Wunde war voller Eiter und so brach sie auf und all das, was in der Wunde war, floss heraus, floss über meine Beine. Es war grauenhaft, es stank. Doch ich wäre sonst von innen vergiftet worden, wenn sich die Wunde nicht geöffnet hätte. Was schief gelaufen war mit der OP, weiß ich nicht. Was sonst noch im Krankenrevier geschah, weiß ich nicht. Ich war nur froh, dass ich am Leben war.

Aber dann gab es die Episode mit Sara und dem Eierlikör. Das war so wichtig für mich. Es war so wunderbar, so schön.

Das alles kommt nun so lebendig zurück. Ich wurde von Sara in das Schwesternzimmer gebeten. Sie sagte: „Komm mit! Ich möchte dir was geben.“ Ich war so gerührt von ihrer Freundlichkeit. Dass mich eine, wie ich dachte, deutsche Krankenschwester in ihr Zimmer bittet und mir Eierlikör anbietet, hat mir Hoffnung gemacht. Da war eine deutsche Frau, die freundlich zu mir, der Jüdin, war. Sara – oder, wie ich damals dachte: die deutsche Krankenschwester, sie war so hübsch, so freundlich. Das war so schön. Der Gedanke, dass eine Deutsche mit mir Erbarmen hatte, gab mir Hoffnung, dass es noch anständige Menschen inmitten all dieser Brutalität gab. Sie hätte bestraft werden können, weil sie überhaupt mit mir sprach und ich in ihrem Zimmer war.

Dass sie auch Jüdin war, weiß ich ja erst seit rund zehn Jahren. Ich muss zugeben, dass es mich einerseits gefreut hat, dass eine Jüdin so clever war, sich bei Volkswagen zu verstecken. Sich als Krankenschwester zu tarnen und so zu überleben, finde ich fantastisch. Aber zugleich war ich in meinem Menschenbild enttäuscht, weil ich doch zu diesem Zeitpunkt dachte: Oh, da ist eine Deutsche, die sich meiner annimmt, obwohl ich Jüdin bin. Nicht alle Deutschen hassen mich. Und es war doch eine Mitjüdin, die sich meiner annahm und eben keine Deutsche. Ich hatte so einen guten Eindruck von ihr, sie war so hübsch mit ihren roten Wangen und ihren strahlenden Augen.

Ich weiß nicht, wie lange ich im Krankenhaus war, jedenfalls war meine Wunde noch nicht ganz geschlossen. Nicht lange danach kam unsere Gruppe nach Salzwedel, weil die Amerikaner näher rückten. Ich hörte auch die Bombenangriffe und sah das Flak-Feuer und hörte die Sirenen, aber ich bekam nicht wirklich etwas mit von den Bombardements auf das Werk. Ich blieb während der Angriffe im Krankenrevier. Niemand bat mich in einen Bunker. Ich lag weiter in

meinem Bett. Aber auch da dachte ich nicht, ich würde sterben. Ich gab nie auf. Auch gab es Gerüchte, dass die Befreiung nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Das war sehr wichtig und gab zusätzliche Hoffnung. Seit meinem Krankenhausaufenthalt hatte ich in unserer Gruppe den Spitznamen „Die Operierte“ – weil es inmitten dieser Situation mehr als ungewöhnlich war, als Jüdin operiert zu werden und auch noch zu überleben.

Räumung des Lagers

Wir konnten keine eigenen Entscheidungen fällen, und wenn man uns sagte, wir mussten wieder in einen Zug, dann gingen wir eben. Meine Wunde von der Operation war noch nicht geschlossen, und mein kleines Bündel mit Habseligkeiten trugen meine Mithäftlinge. Denn ich durfte nichts tragen. Wie die Evakuierung vor sich ging und wann das war, weiß ich nicht mehr.⁶⁹ Ich erinnere nur einen Zug. Als wir von Fallersleben nach Salzwedel gebracht wurden, glaubte ich wieder nicht, dass man uns nun doch noch vernichten würde. Es war zwar ein Lager, ganz anders als Fallersleben, und ich verstehe nicht, weshalb man uns am Leben ließ, weil das ja keinen Sinn machte, aber ich vertraute immer noch auf mein Überleben. Wir arbeiteten dort nicht mehr. Was wir zu essen bekamen, wie die Unterkunft war – ich weiß es nicht mehr. Ich kann mir aber vorstellen, dass dies eine grauenhafte Situation war, denn es gab ja sowieso kaum noch etwas zu essen, und wenn wir nicht arbeiteten, sah man bestimmt keinen Sinn darin, uns Nahrung zu geben.

Befreiung

Das erste, woran ich mich in Salzwedel erinnere, war, dass sich die Tore öffneten. Dann kam ein großer Panzer hinein-

gefahren, auf dem amerikanische Soldaten saßen.⁷⁰ Die meisten der Deutschen hatten sich wohl aus dem Staub gemacht. Als ich aus dem Tor ging, sah ich einen toten Deutschen am Wegrand liegen. In meiner Erinnerung war dies der erste Tote, den ich seit meiner Deportation sah. Wie das kam, weiß ich nicht. Irgendwie empfand ich Mitleid, was ja seltsam war. Ich freute mich nicht daran, einen toten Deutschen zu sehen.

Meine Erinnerung an die Befreiung ist an diesen Moment gebunden: Plötzlich gingen die Tore auf, der Panzer kam und irgendwer sagte so etwas wie: „Hi, there“. Die Befreiung war ein unwirkliches Erlebnis. Ich weiß nicht mehr, was ich gefühlt habe. Aber es war die erste Entscheidung seit vielen Monaten, die ich fällen konnte: Dass ich gehen konnte, wohin ich wollte. Wir Mädchen – Uli, Eva und ich – schauten uns an und sagten: „Los, lasst uns rausgehen!“ Dann gingen wir, und mit uns viele Hunderte anderer, in das Städtchen. Die Scheiben der meisten Häuser und Läden waren bereits zerstört und so begann das Plündern. Man besorgte sich Kleidung und Essen und alles Mögliche. Ich aber sah ein kleines ausgestopftes Entenküken in einem Geschäft. Das nahm ich an mich. Als ich ein Kind gewesen war, hatte mir meine Tante, die in Berlin studierte, ein solches ausgestopftes Küken geschickt. Ich weiß nicht, warum Deutsche Küken ausstopfen, aber egal. Jedenfalls nahm ich mir das Küken, das war meine „Beute“. Es war ein Symbol meiner Kindheit, einer verloren gegangenen Unbeschwertheit. Ich hatte dieses Küken sehr lange, bis es irgendwann von Motten zerfressen war.

Dann erinnere ich mich wieder an Panzer mit amerikanischen Soldaten, die uns Schokolade und andere Nahrungsmittel zuwarfen. Manche der Mädchen kletterten auf die Panzer drauf, ich nicht.



Julia Weiss und ihr Bruder Janos kurz nach dem Krieg in Cluj

Die Frauen aus Salzwedel wurden – von dem einen kranken Mädchen abgesehen, das die giftigen Dämpfe bei Volkswagen eingeatmet hatte – in einem ehemaligen NS-Fliegerheim in der Nähe untergebracht, das nun als Auffanglager unter amerikanischer Verwaltung stand. Dort gab es auch ein Krankenhaus, und meine Tante arbeitete als Zahnärztin. Ich assistierte ihr. Wir waren sehr privilegiert. Wir aßen auch zusammen mit den Amerikanern, und dort bekam ich zum ersten Mal in meinem Leben Cornflakes und Erdnussbutter. Das waren wunderbare Dinge! Die Amerikaner waren sehr freundlich und fragten irgendwann ein paar von uns Mädchen, ob sie uns nicht die Landschaft zeigen sollten, sie



Porträtfoto Julias, aufgenommen von Oskar Feldmann, 1947

würden mit uns einen Ausflug machen. Wir freuten uns, sagten zu. Jedes Mädchen fuhr alleine in einem Jeep mit einem oder zwei Amerikanern. Ich fuhr mit einem Major und seinem Fahrer. Irgendwann hielt der Wagen an, und sie versuchten mich zu vergewaltigen. Ich konnte kaum Englisch, aber ich wusste: „No!“ Sie bedrängten mich, boten Schokolade, Strümpfe, alles Mögliche. Ich sagte immer wieder: „No! No!“, und habe sie abhalten können. Aber es war eine schreckliche Erfahrung. Sie haben nicht zu viel Gewalt angewendet, aber ich war danach so angewidert von dem Verhalten. Ich war ein dünnes Ding, gerade befreit. Was wollten sie von mir? Diese Erfahrung war ein Grund,

warum ich später nicht in die USA gehen wollte. Was sie mir hatten antun wollen, habe ich nicht vergessen. Die Amerikaner waren für mich Erdnussbutter und dieses Erlebnis. Danach ging es in eine Stadt an der Elbe, wo wir in einem Privathaus lebten. Wir drei Mädchen – Eva, Uli und ich – teilten uns ein Zimmer, schliefen in einem Doppelbett. Eines Tages kamen drei russische Soldaten ins Zimmer und schauten auf uns herab. Sie verließen den Raum wieder. Wir waren ihnen sicher zu dünn und sahen noch zu sehr nach Häftlingen aus. Wir wussten damals nicht, dass wir einer Vergewaltigung entkommen waren. Dort in dem Haus an der Elbe lernte ich einen Arzt kennen, der aus Oradea Mare kam. Wir hatten eine nette kleine Liebesgeschichte, keine Affäre, sondern wir spendeten uns gegenseitig Wärme und Zuneigung. Die Beziehung überdauerte jedoch die spätere Trennung nicht. Als er mich in Cluj besuchte, war es schon vorüber.

Nachricht von der Familie

Es brauchte rund sechs Monate, bis ich wieder Zuhause war. Da wusste ich bereits, dass mein Vater tot war. Ich glaube, es war in Salzwedel, als ich davon erfuhr. Es war nach der Befreiung. Dort stand ich in einer Reihe von Frauen, die auf Lebensmittel warteten. Verteilt wurde das Essen von den Briten. Wir standen also da und warteten und wie es so ist, man spricht miteinander. Ich fragte eine junge Frau neben mir, wo sie her war. Sie kam nicht aus Ungarn. Als ich sagte, woher ich stammte, sagte sie: „Oh, Cluj! Ich habe drei Leute aus Cluj getroffen.“ Es stellte sich heraus, dass es meine Familie war. Sie kam wohl aus Tröbnitz, wo die Evakuierung meiner Familie endete. Sie meinte: „Der Mann ist tot.“ Ich fragte nach: „Und die Frau und der junge Mann? Sind sie ok?“ Sie bejahte. Dass mein Vater tot war, registrierte ich, aber ich konnte nicht weinen. Irgendwie sickerte die Nach-

richt nicht wirklich in mein Bewusstsein. Es war eine Information, mehr nicht. Es war nicht real. Ich weinte nicht. Dabei weine ich schnell, aber damals konnte ich es nicht.

Zurück nach Cluj

Es war schwer zurückzukehren, weil es keine Züge gab, wir keine Papiere hatten und auch kein Geld. Wir trafen irgendwie einige jugoslawische Männer, und sie hatten Papiere, die ihnen die Reise ermöglichten. Wir arme jüdische Dinger hatten gar nichts. Das einzige, was mir gehörte, war ein dicker deutscher Uniformmantel. Und das ausgestopfte Küken. Also nahmen sie sich unser an. Eva und ich fuhren in einem Viehwaggon Richtung Osten, das war uns aber egal. Hauptsache, es ging Richtung Heimat. Wir reisten mit ihnen bis Ungarn und von dort kamen wir mit einem russischen Güterzug nach Cluj. Der Zug war voller russischer Soldaten, aber Eva und ich kamen erneut unbehelligt davon.

Als ich zurückkam nach Cluj, traf ich als erstes den Mann meiner geliebten Tante. Er sah mich und meinte: „Ich bin nicht überrascht, dich wieder zu sehen.“ Ich war erstaunt, schließlich hatte ich etliche Lager überstanden. Er selbst war auch in Lagern. Aber er meinte damals: „Menschen mit einem starken Willen hatten mehr Chancen zu überleben als Menschen mit einer starken Konstitution.“ Vielleicht hatte er Recht, denn ich war ja dünn und zwischendurch auch krank gewesen. Ich war körperlich nie sehr stark gewesen. Aber ich hatte jeden Dreck gegessen, den man uns gab, hatte alles getan, um physisch und psychisch zu überleben. Auch war es wichtig, dass ich die ganze Zeit mit Uli zusammen gewesen war. Wir konnten uns gegenseitig mental stützen.

Das Haus meiner Eltern befand sich ein wenig außerhalb von Cluj auf einem kleinen Hügel. Ich ging dorthin, und



Julia Feldmann in München, 1947

meine Mutter machte die Tür auf. Unser Haus war aufgeteilt worden. Es gehörte uns nicht mehr ganz. Fast unser ganzes Hab und Gut war verschwunden, nur ein paar Möbel waren noch da.

Was mich sehr erschütterte, war der Anblick des ehemaligen Ehebettes meiner Eltern. Die Leute, die jetzt in dem Schlafzimmer meiner Eltern wohnten, hatten es in der Mitte zersägt. Dies symbolisierte auf schmerzvolle Weise die gewaltsame Trennung meiner Eltern durch den Tod meines Vaters.

In Bukarest

Wenige Wochen, nachdem ich nach Cluj zurückgekehrt war, ging ich nach Bukarest zu meiner Tante, die mir eine Arbeit als Grafikdesignerin vermittelt. Ich lebte bei ihr, schlief im Sprechzimmer ihrer Zahnarztpraxis, wo ein Diwan stand. Was mir sehr half in dieser Zeit, war das Interesse meiner Tante an meinen Erlebnissen während des Krieges, meiner Zeit in Auschwitz und den anderen Lagern. Dieser Tante, die im Gegensatz zur ebenfalls nach Fallersleben deportierten Tante nicht verschleppt worden war, öffnete ich mich. Alles

sprudelte aus mir heraus. Das war ein Heilungsprozess, denn es verkapselte sich nichts in mir. Ich sprach von Anfang an. Ich wollte, dass jeder wusste, wie sehr wir gelitten hatten, wie sehr ich gelitten hatte. Die Welt interessierte sich aber nicht für uns Überlebende, geschweige denn für mich, die junge überlebende Jüdin aus Cluj. Die Welt drehte sich weiter, und wir Juden waren nicht wichtig.

Von Bukarest nach Australien

In Bukarest lernte ich auch Oskar Feldmann kennen, einen gleichaltrigen jungen Mann, dessen Eltern aus Odessa stammten und den jeder nur Kara nannte. Er hatte den Krieg in Bukarest überlebt. Er warb sehr schön und altmodisch um mich, und ich war sehr angetan von ihm. Unsere Beziehung entwickelte sich. Er wollte Fotograf werden.

Im kommunistischen Rumänien konnten wir beide nicht leben. Kara ging 1947 nach München, arbeitete beim JOINT als Dolmetscher und absolvierte mithilfe des JOINT eine Ausbildung als Fotograf. Ich folgte wenige Monate später nach, als er mir schrieb, er könne uns nun ernähren und ich solle zu ihm kommen. Das war ein abenteuerlicher Weg: Ich wurde Mitglied einer Designerdelegation und bekam ein Papier, das mir und 35 anderen Designern erlaubte, nach Wien zu einer Konferenz zu reisen. Keiner von uns kam nach Rumänien zurück.

In Wien trat ich aus dem Bahnhof heraus und stieß direkt mit meinem Jugendfreund René zusammen. Er hatte gedacht, ich wäre tot und war mittlerweile verheiratet, mit einer reizenden Frau, die ich später kennen lernte. René hatte seinerzeit mein Gepäck in Budapest wieder zu mir nach Hause gebracht – und meinen geliebten kleinen Teddy herausgenommen. Er hatte gewusst, was mir dieser Teddy bedeutete und ihn gerettet. So bekam ich den kleinen Bären

meiner Kindheit zurück. Ich habe ihn noch heute auf dem Kaminsims stehen.

Von Wien aus reiste ich nach Salzburg und von dort, weil ich keine Papiere hatte, in einer Kiste über die Grenze. Die Grenzkontrolle erschien mir unendlich lang. Doch ich hörte Vogelgezwitscher und wusste, da draußen außerhalb der Dunkelheit existiert noch eine Welt. Hinter der Grenze ließen mich meine Fluchthelfer aus der Kiste heraus und wir fuhren weiter nach München. Kara und ich freuten uns so sehr, uns wiederzusehen, dass er auf seiner Wange einen blauen Fleck von meiner Nase hatte. Wir heirateten, lebten dort in der Prinzregentenstraße 17 in der Wohnung eines Dr. Otto Graf, eines reizenden Menschen. Ein deutsches Paar mit Kindern lebte dort auch, sie waren aber unangenehme Menschen, vielleicht sogar richtige Antisemiten. 1948 reisten wir nach Paris. Dort wurde ich eines Nachts mit schrecklichen Schmerzen in ein Krankenhaus eingeliefert. Die Operationswunde war damals in Fallersleben nicht richtig genäht worden und nicht sauber verheilt. Sie hatte gewuchert und man musste mir einen Eierstock entfernen. Ich überlebte und der Arzt versicherte mir umgehend, dass ich auf jeden Fall noch Kinder bekommen könnte. Doch 1947 dachte ich noch nicht an Kinder, erst später. Als ich in München – gleich nach unserer Hochzeit – einmal schwanger geworden war, hatten wir uns gegen das Kind entschieden, weil unsere eigene Zukunft noch so unsicher war.

1949 ging es in Genua auf ein Schiff Richtung Australien. In die USA wollte ich nicht, Kanada erschien mir zu kalt, und so entschieden wir uns für Australien. Wir wussten nichts über das Land, nur dass es dort seltsame Tiere gab, Kängurus und Schnabeltiere. Und dass es weit weg war von Europa. Meine Mutter und mein Bruder lebten später ebenfalls hier in Australien.

Leben als Auftrag

Die Nummer auf meinem Arm ließ ich in Australien Ende der 1950er Jahre von einem Arzt entfernen, der in Japan während des Zweiten Weltkrieges als „prisoner of war“ interniert war. Er meinte, ich solle die Nummer nicht länger auf meinem Arm tragen. Er könne sich als ehemals Internierter vorstellen, wie sehr ich gelitten hatte. Heute bedauere ich es manchmal, dass ich die Nummer auf meinem Arm nicht mehr trage. Sie war Teil meiner Geschichte.

Ich fühle keine Überlebensschuld den Toten gegenüber, aber ich denke manchmal: „Danke, dass ich überlebt habe, aber warum ich? Was ist der Auftrag?“ Deutschland ist für mich ein Land wie jedes andere. Hass empfinde ich nicht und für niemanden. Auf Grund meiner Erfahrungen fühle und weiß ich, dass Hass und Brutalität keines der Probleme auf dieser Welt lösen können, dass demgegenüber aber Liebe und zwischenmenschliches Verständnis gute Resultate erbringen. Ich versuche mein Leben in diesem Sinne und anhand dieser Überzeugungen zu leben.



Julie Feldmann kurz nach ihrer Ankunft in Australien, 1949



Sara Frenkel

Sara Frenkel wurde 1922 als Sara Bass im polnischen Lublin geboren. Ihre Eltern waren einfache Menschen. Der Vater Moshe (Moszea) arbeitete als Schneider, die Mutter, Hensche, war Hausfrau. Zur Familie gehörten noch der Bruder Chaim und die jüngere Schwester Lea. Die Familie Bass teilte nach dem Überfall des Deutschen Reiches auf Polen das Schicksal Millionen polnischer Juden. Es folgten Ghettoisierung, Zwangsarbeit, Deportation und für die meisten der Tod. In der Familie Bass überlebten nur Sara und Lea.

Die Schwestern entkamen im Herbst 1942 aus dem Lubliner Ghetto und waren fortan auf der Flucht. Sie verbargen sich in Lublin und Umgebung vor den Deutschen und ihren Helfern, bekamen schließlich nach einer Monate langen Odyssee falsche Papiere und gingen nach Deutschland zum Arbeitseinsatz. Sie betraten mithin sehenden Auges, wie



Die Schwestern Bass, Tel Aviv 1986

Sara Frenkel meinte, die Höhle des Löwen. Im Volkswagenwerk arbeiteten die Schwestern Bass, die aus Tarnungsgründen nicht als Geschwister auftreten konnten, als Krankenschwestern. Sie fanden Kontakt zu anderen Zwangarbeitern, auch zu den aus Auschwitz nach Fallersleben gebrachten Jüdinnen – dabei mussten sie ständig darauf achten, nicht ihre wahre Identität preis zu geben. Sara und Lea Bass steckten gleichsam in einer polnischen Identität und durchlitten die gesamte Zeit in der Angst vor der Aufdeckung ihrer Tarnung.

Sara Bass lernte nach der Befreiung Manfred Frenkel, einen 1920 in Braunschweig geborenen Juden polnischer Herkunft, kennen. Manfred Frenkel hatte nach 1933 in der Schule sehr unter den alltäglichen Diskriminierungen gelitten und ging 1935 ab, um bei einem jüdischen Eigentümer

in einem Laden für Teppiche und Gardinen eine Lehre zu machen. Am 28. Oktober 1938 wurde er allerdings im Rahmen der systematischen Vertreibung von Juden polnischer Staatsangehörigkeit gemeinsam mit seinen Eltern aus Deutschland ins polnische Zbaszyn abgeschoben.⁷¹ Die Frenkels zogen von dort im Mai 1939 nach Łódź um. Nach der deutschen Besetzung ghettoisiert, wurde die gesamte Familie im August 1944 nach Auschwitz deportiert, wo Manfred Frenkel, sein Bruder und sein Vater wenig später zur Zwangsarbeit in den Büssing-Werken in Braunschweig ausgewählt wurden. Die männlichen Mitglieder der Familie Frenkel wurden schließlich im Konzentrationslager Wöbbelin bei Ludwigslust befreit.

Manfred Frenkel fuhr alsbald ins heutige Wolfsburg, wo eine überlebende Cousine seines Vaters zusammen mit



Sara Frenkel in Antwerpen, 1995

ihrer Tochter bei drei jungen Frauen untergebracht war, die im Volkswagenwerk als Jüdinnen mit falschen Papieren überlebt hatten. Eine der drei jungen Frauen war Sara Bass – so traf sie auf Manfred Frenkel. Bereits Ende November 1945 waren die zwei jungen Leute verlobt. Sie heirateten im Dezember und Anfang August 1946 kam ihr gemeinsamer Sohn zur Welt. Sie nannten ihn Chaim, nach dem ermordeten Bruder Saras.

Manfred Frenkel eröffnete 1947 ein Juweliergeschäft in Braunschweig, das allerdings die junge Familie nicht ernähren konnte, so dass sich die Eheleute 1949 entschlossen, mit

ihrem Sohn nach Israel auszuwandern. Im August 1954 gingen sie nach Antwerpen, wo sie ein neues Zuhause fanden. Sara und der mittlerweile verstorbene Manfred Frenkel gründeten 1988 eine Stiftung, um den jüdischen Friedhof in Lublin vor dem endgültigen Zerfall zu bewahren und dort ein Denkmal sowie ein Museum zur Erinnerung an die ermordeten Juden der Stadt zu errichten.

Sara Frenkel, eine außergewöhnliche Frau, strahlt eine natürliche Eleganz aus. Sie zeichnet der unbändige Wunsch nach Frieden und Menschlichkeit aus. Die Erinnerung an die im Holocaust getöteten oder im System der Zwangsarbeit gestorbenen Kinder lässt sie bis heute nicht los. Dies ist ein immerwährender Schmerz, der an ihr nagt. Nur selten kann sie dies in den Hintergrund drängen, und dann sprüht sie vor Lebensfreude und ermahnt die Menschen in ihrer Umgebung: „Genießt das Leben! Es kann morgen schon vorbei sein!“

Im Juni 2010 enthüllte die Stadt Wolfsburg ihr vom Rat beschlossenes „Zwangsarbeiter-Denkmal“ und benannte den Platz in der Wolfsburger Innenstadt in Anwesenheit von Sara Frenkel und anderen ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern aus Polen, den Niederlanden, Frankreich, Israel, der Ukraine und Russland in „Sara-Frenkel-Platz“.

Sara Frenkel⁷²

Die Angst war immer da

Solche Erinnerungen kann man nur mit denjenigen Menschen besprechen, die das Gleiche mitgemacht haben. Das versteht sonst kaum jemand. Sonst ist es wie Zeitung lesen, die nach dem Lesen in den Mülleimer kommt. Mit meinem Mann konnte ich all das besprechen. Es gibt viel darüber mitzuteilen, was man nicht sagen kann. Es gibt das, was man sagen kann, und das, was man fühlt. Gefühl ist Gefühl. Manche Bekannten sagen, ich solle das lassen und nicht davon erzählen. Ich sage, man soll vor allem an die toten Kinder erinnern. Deshalb kann man berichten. Erinnern ist etwas anderes.

Familie

Ich wurde 1922 als Sara Bass im polnischen Lublin geboren. Meine Eltern waren feine Menschen, mein Vater Moshe (Moszea) war Schneider. Meine Mutter hieß Hensche. Ich hatte einen Bruder, Chaim, und meine Schwester Lea. Nur Lea und ich haben überlebt. Sonst niemand. Wir wohnten noch in Lublin, als die Deutschen einmarschierten.

Deutsche Besatzung

Die Deutschen verboten uns Juden nach der Eroberung Polens den Schulbesuch. Daraufhin wandte ich mich mit zwei Freundinnen an das Rote Kreuz, und wir baten, als Krankenschwestern ausgebildet zu werden. Das war sehr gut, diesen Kursus zu absolvieren, und ich war sehr froh darüber. Mein Vater konnte als Schneider nichts mehr verdienen. Überall auf der Straße gab es Deutsche, die Juden

schlugen und drangsalierten oder auch gleich abtransportierten. Das waren Deutsche, die das taten. Ich hatte aber in der Schule gelernt, Deutsche seien kultiviert, Dichter, Schriftsteller, große Industrielle, das Land sei reich und die Menschen satt. Nun kamen diese Deutschen nach Polen und verfolgten uns.

Flucht aufs Land

Herr Koter, ein Abgeordneter der Bauernpartei aus Dombrovicze, hörte von meinem Vater anlässlich seines Besuchs von den ganzen antijüdischen Maßnahmen und Repressalien. Der Abgeordnete riet meinem Vater, er solle mit meinem Bruder nach Dombrovicze aufs Land ziehen und dort als Schneider arbeiten. Beide folgten dem Ratschlag und gingen in der Hoffnung aufs Land, dort den antisemitischen Nachstellungen zu entgehen. Meine Mutter lebte mal bei uns, mal dort, dann kümmerte sich meine Großmutter um uns Mädchen.

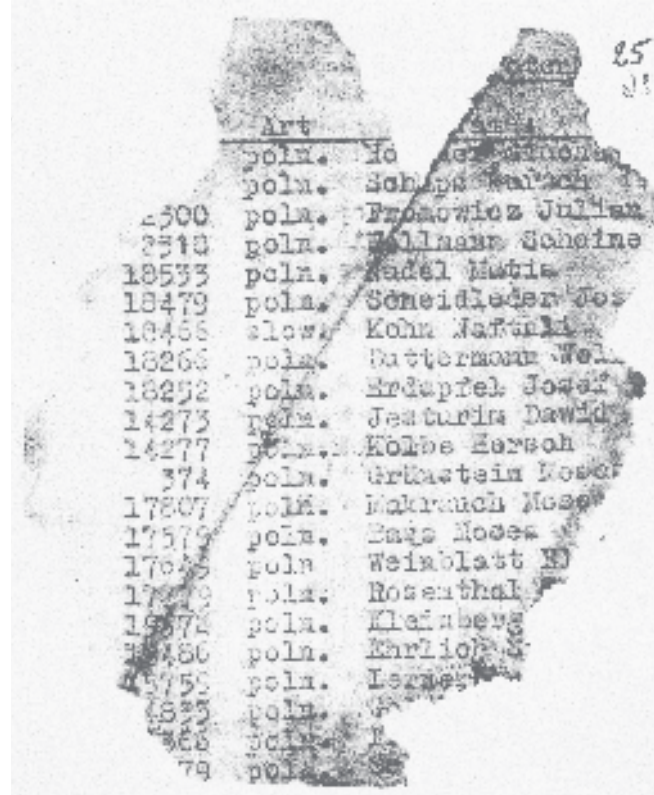
Eine Nacht in Majdanek

Eines Tages kam ein Brief, mit dem mein Bruder aufgefordert wurde, sich zur Arbeit bei den deutschen Besatzungstruppen zu melden. Wir wussten, er würde nie wieder zurückkehren, wenn er dorthin ging. Alle starben da, alle. Die Juden wurden bei dieser Zwangsarbeit misshandelt und totgeschlagen. Der Brief der deutschen Behörde blieb also ohne Antwort. Dann klopfte eines Nachts die Gendarmerie an die Tür. Die Hausmeisterin rief, wir sollten aufmachen. Ich öffnete die Wohnungstür, und sie fragten nach meinem Bruder. Wir sagten, wir wüssten nicht, wo er war. Daraufhin musste ich an Stelle meines Bruders mitgehen.

In dieser Nacht war der Marktplatz in Lublin voll mit Menschen, die man aus ihren Wohnungen im Ghetto geholt hatte.⁷³ Dann mussten wir in Kolonnen zu Fuß zum Lager Majdanek gehen.⁷⁴ Majdanek – das war später ein Wort für Mord. Als ich dort war, befand sich dort noch ein ganz neues Barackenlager, das nur mit Stacheldraht umgeben war. Es gab noch keine Gaskammern. Ich kam also nach Majdanek. Man muss sich vorstellen, ich war dort. In Majdanek. Nur eine Nacht. Aber in Majdanek.⁷⁵

Wir wurden in die Baracken eingewiesen. Wir sollten uns nachts auf die Pritschen legen – ich legte mich aber nicht hin, sondern hielt mich die ganze Nacht am Bettpfosten fest. Ich wollte mich nicht hinlegen. Am Morgen durften wir raus. Aber es gab keine Arbeit, nichts. Dann habe ich meine Großmutter am Zaun gesehen. Es war noch ein einfacher Stacheldrahtzaun, keiner mit Strom. Meine Großmutter gab mir einen Korb mit Brot und etwas Milch über den Zaun. Auf dem Lagergelände traf ich danach ein Mädchen, als ich zur Baracke zurückging. Sie sprach mich an, aber ich wusste nicht, wer sie war. Sie sagte: „Wir waren in einer Klasse, wir waren doch in einer Klasse in der Schule.“

Nun war ich froh, im Lager nicht allein zu sein. Wir sahen, wie die Zwangsarbeiter in Kolonnen rein und raus geführt werden. Wir hatten solche Angst, nur Angst. Wir ahnten, was uns erwartete. Deshalb nahmen wir all unseren Mut zusammen und gingen Richtung Tor. Dann kam der Kommandant auf uns zu – klein, in Uniform, ein Beamter, der war schlimm –, ich stotterte vor Angst und sagte, dass wir den Korb meiner Großmutter zurückgeben wollten. Er sprach zu uns: „Ihr Hunde, ihr Hunde. Ihr kommt doch zurück, ihr Hunde.“ Wir antworteten: „Aber sicher!“, und gingen aufs Tor zu. Die Wachen hatten gesehen, dass wir mit dem Kommandanten gesprochen hatten, und sie dachten,



Fragment eines Dokumentes aus dem Vernichtungslager Majdanek, auf dem der Name des Vaters von Sara Bass unter der Nummer 17579 verzeichnet ist

wir dürften raus. So kamen wir raus. Wir antworteten einfach nicht auf ihre Fragen und gingen raus – ein Engel muss uns beschützt haben. Als ich wieder zu Hause war, sind wir, meine Mutter, meine Schwester, meine Großmutter und ich, auch nach Dombrowicz gegangen.

Liquidationen

Im September 1942 begann das Töten.⁷⁶ Wir mussten uns alle versammeln, und meine Eltern forderten uns drei Geschwister auf, den Marktplatz zu verlassen und dorthin zu laufen, wo Polen waren. Mein Bruder wurde plötzlich von einem SS-Mann angehalten und musste seine Papiere vorzeigen. Meine Schwester und ich sind einfach weitergegangen. Er wurde verhaftet. Dann war Chaim weg. Wir sind

trotzdem weitergegangen. Wir wurden von einer Bäckerfrau, die Angst hatte, uns zu verstecken, zu einer Kirche geschickt. Dort stand ebenfalls SS, und wir wurden gewarnt, man könne uns als Jüdinnen erkennen, wenn wir unsere Kopftücher nicht abnahmen. Wir hörten dauernd Schüsse, sahen Tote auf Wagen liegen, die an uns vorbeizogen.

Den Tod im Nacken

Wir gingen immer weiter Richtung Dombrowicze. Wir hatten Durst und bekamen kein Wasser. Erst an einem Bach konnte ich mit meiner Schwester den Durst stillen. Im Ort versteckten wir uns in einer Scheune bei einer uns bekannten Bäuerin. Aber wir mussten weg, sind immer von einer zur nächsten Scheune, haben da und dort Hilfe gefunden oder nicht. Wir kehrten zurück nach Lublin und wurden in das nahe gelegene Ghetto Majdan Tatarski geschleust. Da waren wir wenigstens unter Juden. Aber wir sind in der gleichen Nacht wieder rausgebracht worden, denn die Räumung des Ghettos drohte. Einen Tag später, am 9. November 1942, waren alle weg und das Ghetto leer. Wir hatten wieder überlebt, meine Schwester und ich. Eine Nacht versteckten wir uns auf dem Friedhof in Lublin, da sahen wir, wie Menschen erschossen wurden. Wir mussten immer weiter. Immer hatten wir den Tod im Nacken, immer Angst.

Falsche Papiere

Lea und ich sind tagsüber immer nach Lublin und saßen dort im Park. Eines Tages gingen wir durch die Straßen, und ein Mann tippte uns von hinten auf die Schultern. Er fragte uns: „Seid ihr nicht die Mädchen vom Bass? Habt ihr Papiere, wenn ihr so frei herumlauft?“ Der Mann hieß Wlachislaw Janczarek. Er kannte meinen Vater über seinen Schwager. Natürlich hatten wir keinerlei Papiere. Herr Janczarek nahm

uns mit zu sich nach Hause und sagte, wir sollten in ein paar Tagen zurückkommen, er werde uns Geburtsurkunden geben, die uns als Nichtjuden auswiesen. Nach einigen Tagen bekamen wir von Herrn Janczarek wirklich zwei Geburtsurkunden, eine von seiner Schwägerin Stanislawa Gorczyca für mich und eine von der Nachbarin der Schwägerin auf den Namen Maria Taracha für meine Schwester. Herr Janczarek schickte uns mit den Geburtsscheinen zum Arbeitsamt. Wir sollten uns freiwillig zur Arbeit nach Deutschland melden. Er sagte, das wäre das Beste.

Von Versteck zu Versteck

Auf dem Arbeitsamt fragte man uns nach den Eltern, der Familie und dem zuständigen Priester. Da liefen wir weg. Also hieß es wieder: verstecken. Lea und ich fanden dann Arbeit bei einer Frau, für die wir strickten und einkauften. Bei ihr verbrachten wir den Winter 1942/43. Die Familie vermutete wohl, dass wir Jüdinnen waren und erzählte irgendwann, es würden Juden gesucht und sie müssten das Haus für Deutsche räumen. Das war aber nur ein Vorwand, weil sie Angst hatten, uns weiter zu beschäftigen. Eine Untermieterin der Familie redete uns den Plan aus, uns nach Deutschland zur Arbeit zu melden. Sie schickte uns zu ihrem am Bonifratoren-Krankenhaus tätigen Verlobten, der uns an eine Oberin verwies.

Zwischenzeitlich wussten wir nicht wohin, und so sprach ich in einem Laden, in dem ich für diese Frau einkaufte, einen jüdischen Gefangenen an, der für den Kommandanten von Majdanek, Florstedt, arbeitete. Mundek half uns und schickte uns zu einer Kaserne, in der andere jüdische Gefangene für Deutsche arbeiteten. Einen Tag konnten wir dort arbeiten und schlafen. Wir sind zurück zu Mundek und haben schließlich im Haus des Kommandanten geschlafen,



Sara Frenkel und der Priester Jan Poddebniak in Lublin, 1988

der zu diesem Zeitpunkt noch in der Stadt und nicht im Lager wohnte. Im Krankenhaus nahm uns die Oberin Maria auf. Ich vertraute ihr an, dass wir Jüdinnen waren. Sie schätzte unsere Ehrlichkeit und wollte uns weiterhelfen. Sie schickte uns in ein Waisenhaus. Demgegenüber wollte uns Mundek zu den Partisanen schicken. Dieser Plan scheiterte, denn wir brauchten Waffen und Geld, aber wir waren nur junge Mädchen. Wir verzweifelten. Wir schliefen weiterhin im Keller des Kommandanten von Majdanek. Mundek ließ uns jeden Abend hinein. Wir wollten uns in unserer Not schließlich freiwillig ins Lager Majdanek melden, nur um irgendwo zu sein. Wir kamen in die Nähe, sahen das Tor, eine Arbeitskolonne, einen Leichnam, der von anderen Häftlingen getragen wurde, und wir rannten weg. Danach fiel mein Gedächtnis für einen Tag aus.

Der helfende Priester

Schwester Maria schickte uns am nächsten Tag zu Priester Jan Poddebniak in die Kirche Wniebo Wziety. Ihm erzählte ich unsere Geschichte und sagte zu ihm: „Wenn du, Priester, es willst, werden wir beide leben bleiben.“ Er meinte, er könnte uns bei Bauern unterbringen, was aber sehr gefähr-

lich wäre. Ansonsten bliebe uns nur noch, uns freiwillig zur Arbeit nach Deutschland zu melden. Wir zeigten ihm unsere falschen Geburtsurkunden. Er nahm sie an sich und versprach, die Angelegenheit zu regeln. Wir durften in seinem Haus schlafen. Mundek besuchten wir am kommenden Tag, und er befand die Lösung für gut, zumal seine Schwester, ebenfalls mit falschen Papieren nach Deutschland zur Arbeit geschickt worden war. Mundek war ein tapferer Mann. Er versorgte Partisanen und die Häftlinge in Majdanek mit Medikamenten und Waffen, die er dem Kommandanten stahl.

Nach Deutschland

Priester Poddebniak brachte unsere Papiere in Ordnung und meldete uns zur Arbeit. Er bat darum, dass wir ihm aus Deutschland schreiben sollten. Mundek gab uns einen Koffer, in dem sich ein bisschen Geld, Seife, Brot, Speck, eine Kerze, Zündhölzer, Bleistift und Papier und die Adresse einer Frau, an die wir ebenfalls schreiben sollten, befanden. Dann schickte uns der Priester in ein Sammellager, wo wir untersucht werden sollten. Meine Schwester sah so erbärmlich aus, doch der Arzt im Sammellager wusste Bescheid und bestätigte uns die Arbeitsfähigkeit. Dann fuhren wir los in Richtung Deutschland. Zuerst kamen wir nach Magdeburg, dann nach Lehrte. Es war März 1943, mehr als sechs Monate Angst und Flucht und Verstecken lagen hinter uns. Und nun?

Barackenlager

In Lehrte kamen wir in ein Barackenlager. Am Abend durften wir uns Wasser nehmen und uns waschen. Ich kam ins Gespräch mit einem älteren Wachsoldaten. Er fragte, woher wir kamen, was wir gelernt hatten usw. Ich sagte ihm, dass

ich nach dem Gymnasium einen Kurs beim Roten Kreuz mitgemacht habe und meine Cousine – damit meinte ich meine Schwester – noch zur Schule ginge. Der Mann meinte, das wäre sehr gut, man suche Krankenpflegerinnen. Er fragte uns, was wir in dem Kofferchen hätten und war erstaunt über das Geld und das Stück Speck. Ich gab ihm beides, da er dafür sorgen wollte, dass wir als Krankenpflegerinnen unterkämen. Ich hatte Angst, dass ich nicht genug wusste, um als Krankenpflegerin zu arbeiten, und meine Schwester konnte doch gar nichts. Der Mann beruhigte uns, wir sollten keine Angst haben, einen Verband machen und Fieber messen und Essen geben, das würden wir schon schaffen. Beim Appell am nächsten Tag hat man gleich ausgerufen: „Wo sind die zwei Krankenpflegerinnen?“ Das hatten wir diesem älteren Soldaten zu verdanken.

Krankenschwestern im Stadtkrankenhaus

Von Lehrte kamen wir in das Stadtkrankenhaus – das Barackenkrankenhaus – im heutigen Wolfsburg. Es gehörte auch zum Volkswagenwerk. Wir bekamen auf Station 7 ein Zimmer. Das war nach unseren vorherigen Erlebnissen geradezu unvorstellbar: Es gab einen Schrank, ein Bett, normales Essen. Aber die Angst entdeckt zu werden blieb. Wäre uns ein jiddisches Wort herausgeschlüpft, hätten wir uns verraten.

Der Arzt

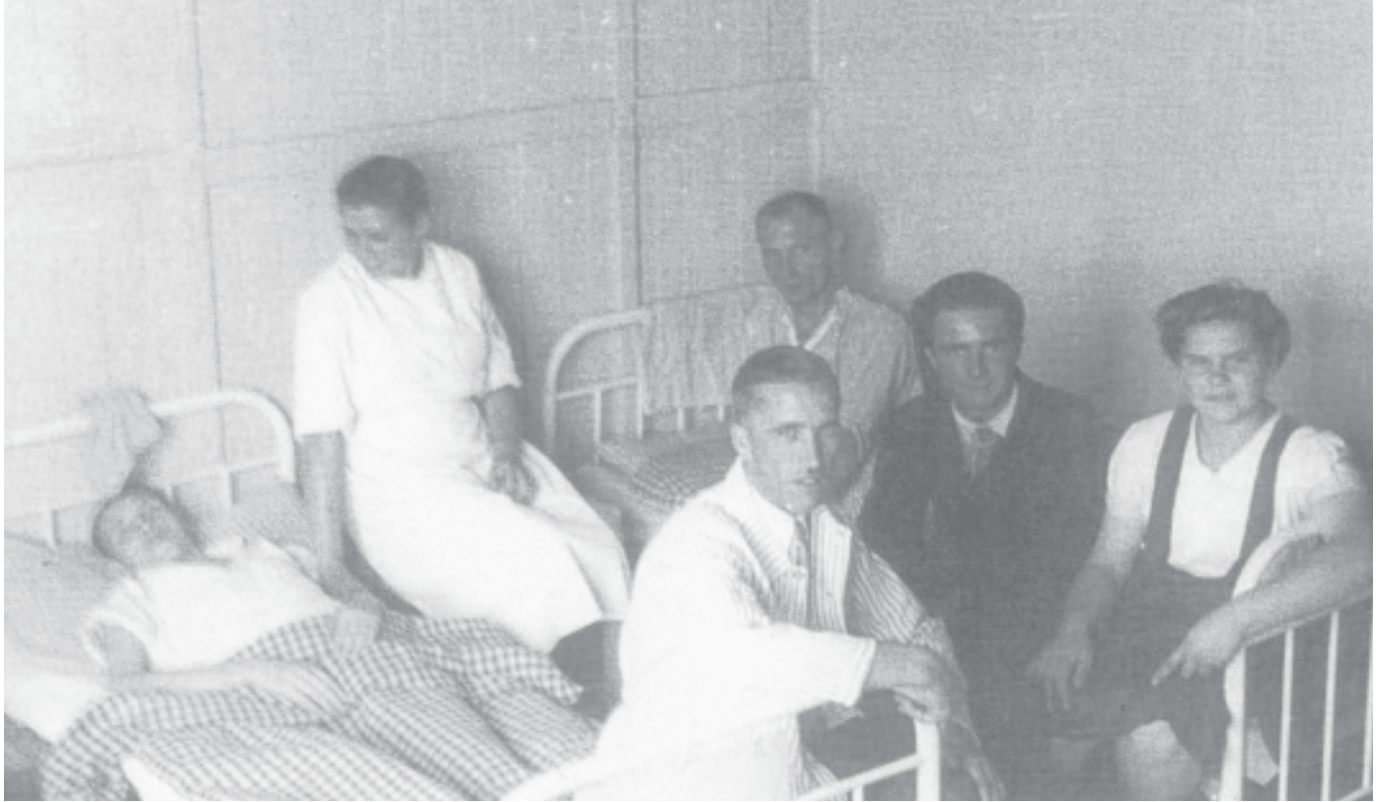
Unter Dr. Körbel, dem Leitenden Werksarzt des Volkswagenwerks,⁷⁷ mussten wir kein „P“ oder ein anderes Zeichen auf der Kleidung tragen. Auch als deutsche Schwestern von der „Deutschen Frauenschaft“, richtige Nazis, uns das Tragen des P-Zeichens abverlangten, sorgte er dafür, dass wir das Zeichen wieder abnehmen konnten. Ich konnte mich frei bewegen, denn als polnische Krankenschwestern hatten wir

keine Bewachung. Dr. Körbel war zu uns nett, aber er konnte nicht viel für uns machen. Die Krankenschwestern hätten mehr machen können.

Das Barackenkrankenhaus

Das Krankenhaus war nicht – wie sonst üblich – in einem Steinhaus untergebracht, sondern bestand aus Barackenbauten. Meine Schwester und ich waren für die Zwangsarbeiter zuständig. Auf der Station lagen Russen und Polen. Die Baracken hatten nur eine Tür zu einer Seite, und wer auf die Toilette wollte, musste über den ganzen Hof laufen. Natürlich nur, wer es konnte.

Meine Schwester und ich arbeiteten auf Station 7. Da gab es Menschen mit TBC und Diphtherie und Typhus. Wir mussten alles machen, die Kranken waschen und mit Essen versorgen, die Baracken und Toiletten saubermachen. Manchmal kamen Ärzte zur Visite. Wäsche und Lebensmittel waren knapp. Medikamente für die Polen und Russen gab es kaum. Es gab so viel Leid. Wir hatten nichts. Wir waren weit weg von zu Hause. Das kann man heute gar nicht mehr verstehen. Nach einiger Zeit kam ich dann auf die neu gebaute Station 8 mit größeren Zimmern und eigenen Toiletten. Aber die Situation war trotzdem schlecht. Russen und Polen wurden dahin verlegt. Auf die Station 7 kamen Holländer, Franzosen und auch Deutsche mit offener TBC. Auf die Station 8 wurden noch kurz vor Kriegsende Frauen – deutsche Frauen – mit Diphtherie, Typhus und Syphilis eingeliefert. Die deutschen Schwestern weigerten sich, die Frauen zu pflegen. Man musste wissen, wie man das bei solchen Krankheiten machte, ohne sich anzustecken. Die Schwestern machten das nicht, sondern meine Schwester. Sie musste die Wunden versorgen, ohne Handschuhe, ohne Desinfektionsmittel, nur eine Schale Wasser mit Sagrotan. Die Schwestern haben



In der neuen Baracke des Krankenhauses, 1944. Am Bett oben sitzend Sara Bass, rechts im Bett Stefan, der aus dem Laagberg-Lager in das Krankenhaus eingeliefert worden war und als Pfleger dort blieb

auch noch mit ihr geschimpft, weil sie angeblich zu langsam arbeitete. Meine Schwester beschwerte sich, weil sie alles alleine machen musste. Sie musste sich dann offiziell entschuldigen, sonst wäre sie ins Lager 18, das Straflager von Volkswagen mit KZ-Verhältnissen, gekommen.⁷⁸

Patienten

Ein Patient hieß Stefan, der aus dem KZ-Lager zu uns kam.⁷⁹ Der Mann war schrecklich abgemagert. Er kam also zu uns, Schwester Helene entschied, dass er bei uns bleiben und auch als Pfleger arbeiten sollte. Er hat sehr schön geholfen und die Kranken umsorgt. Zwei ukrainische Mädchen blieben ebenfalls bei uns und halfen uns bei der Arbeit. Dann mussten Schwester Helene und ich nicht mehr alles allein



V.l.n.r.: Lea Bass, Stefan und Halina L. Kanarek, die mit falschen Papieren unter dem Namen Helene Leszczynska im Volkswagenwerk lebte, 1944



Sara Bass vor der neuen Baracke, Station 8, 1944

machen auf der alten Station 7. In der Baracke gab es kein Bad und keine Duschen, sondern man musste die Patienten am Waschbecken waschen. Das war oft nicht möglich, die Patienten waren in so schlechtem Zustand, die konnten gar nicht aufstehen. Außerdem gab es für sie nur eineinhalb Scheiben Brot zum Frühstück und ein bisschen Marmelade. Es war ein armseliges Essen für die kranken Polen und Russen, und sie lagen auf einer Holzpritsche mit einem Strohsack. Das war die Station 7, auf der ich anfing. Dann gab es eine neue Baracke, in die ich kam. Station 8. Wir hatten einmal einen Holländer, den man als Student aus Amsterdam von der Universität zum Volkswagenwerk verschleppt hatte. Als er zu uns kam, waren seine Hände



Frits Ten Haff, ein holländischer Zwangsarbeiter, und Sara Bass, 1944

und die Zehen abgefroren. Er sah nicht mehr aus wie ein Mensch. Und wir sagten: „Ach, da ist ein neuer Patient.“ Eine russische Ärztin, eine sehr nette, meinte: „Komm mit, wir gehen nach dem neuen Patienten schauen.“ Die Ärztin flüsterte, während wir so sprachen: „Ich glaube nicht, dass wir ihn durchkriegen.“ Ich fragte, wer das sei. Sie sagte: „Ein Holländer, aus dem Lager 21.“⁸⁰ Das war ein Straflager, ein KZ. Ich fragte ihn später, wie er es geschafft hat, sich alles abzufrieren. Wir haben ihn durchbekommen. Außerdem kamen Frauen und Männer, die sich die Hände in einer Maschine abgetrennt hatten. Drei oder vier Fälle waren es, denen kaum zu helfen war. Ansonsten mussten die Menschen, so schnell es ging, wieder zurück zur Arbeit.



Marcel, ein französischer Krankenpfleger, der später ins Lager 21 kam, 1944

Mädchen aus Auschwitz

Die ungarischen Mädchen, die 1944 im Herbst aus Auschwitz ins Volkswagenwerk gekommen sind, haben in der Halle 1 gewohnt und gearbeitet. Von ihnen kamen auch einige ins Krankenhaus. Wenn die jüdischen Mädchen krank waren, sind die SS-Frauen am Anfang mitgekommen, um aufzupassen, aber am Ende bewachten die SS-Frauen sie nicht mehr. Unter den ungarischen Mädchen gab es Typhusranke, eine hatte Krebs, eine hatte einen entzündeten Blinddarm. Es hat sich schnell herumgesprochen, dass sie Mädchen aus Auschwitz waren.

Die Holländer und Franzosen bekamen Medikamente, die Russen und Polen nur wenig. Und die ungarischen Mäd-

chen? Die wurden ganz schlecht versorgt. Als die ersten Mädchen aus Auschwitz mit Wunden von der Arbeit mit den Tellerminen kamen, haben wir alles getan, was wir konnten, um ihnen zu helfen. Es waren zwei oder drei Mädchen, von denen wir Andenken bekommen haben. Sie wollten uns irgendwie „Danke schön“ sagen, dachten nicht, dass es noch Menschen gäbe, die sie wie Menschen behandeln. Sie nähten uns ein nettes kleines Portemonnaie oder etwas anderes. Oder sie haben uns einen Brief geschrieben. Immer kam irgendetwas.

Die Mädchen hatten Angst und sprachen deshalb kaum mit uns. Was wir an Lebensmitteln und Medikamenten hatten, haben wir ihnen gegeben. Die wussten aber nicht, dass meine Schwester und ich auch Juden waren. Da war immer Angst in ihren Augen. Wir bekamen auch zwei Mädchen mit Leistenbruch, weil sie bei Aufräumarbeiten an den Trümmern so schwer tragen mussten. Später ist der Bruch operiert worden. Ich wusste, wie man sich fühlt, denn ich hatte auch mal einen Bruch, weil ich schwer tragen musste. Alles tat weh.

Das ungarische Mädchen mit dem entzündeten Blinddarm wurde am späten Abend eingeliefert. Nach der Operation meinte eine deutsche Schwester, diese Frau müsse man nicht pflegen, sie würde sowieso sterben. Das Mädchen war noch unter Narkose. Wir wollten, dass sie überlebt, und so haben wir nur ein Schälchen mit Wasser hingestellt, um ihr die Lippen zu befeuchten, ihr aber nichts zu essen gegeben. Das Mädchen blieb leben. Wenig später stellten wir, die Schwestern, aus Alkohol aus der Apotheke und ein paar „organisierten“ Eiern Eierlikör her. Ich bat das ungarische Mädchen, das am Blinddarm operiert worden war, in unser Büro, und da trank sie ein wenig von unserem „Likör“. Sie war ein hübsches Mädchen, und ich wollte ihr eine Freude

machen. Dass wir beide Jüdinnen waren, konnte sie nicht wissen. Die deutschen Krankenschwestern wollten mit den KZ-Frauen nichts zu tun haben. Die mussten wir selbst pflegen. Wir bekamen auch keine Medikamente für die Mädchen. Aber wir wollten mit allen Mitteln dafür sorgen, dass sie am Leben blieben.

Die sterbenden Kinder

Als die Station 8, auf der ich arbeitete, umorganisiert wurde, kamen dort Säuglinge der Zwangsarbeiterinnen hinein. Im Krankenhaus bekam die Frau das Kind, und sie musste nach einigen Wochen zurück in die Fabrik. Sie durften die Kinder nicht behalten. Es waren immer zehn bis 14 Kinder in der Baracke im „Ostarbeiter“-Lager. Später gab es eine Baracke am Schachtweg.

In diesen Baracken konnten die gesunden und kranken Kinder nicht getrennt werden, und so sind immer wieder Kinderchen gestorben. Einmal brauchte ich Sulfat für zwei etwa acht Monate alte Babys, doch ich bekam keines. Die Schwester in der Apotheke meinte, für Station 8 gebe es kein Sulfat. Die Kinder sind dann gestorben. Medikamente gab es sowieso kaum für die Kinderchen.

Die Eltern konnten nichts dagegen tun, wenn man ihnen das Kind wegnahm. Sie waren meistens nicht verheiratet, mussten arbeiten, es wurde ein Kind geboren. Wir sind alle von Zuhause weg gewesen. Wir waren jung und unaufgeklärt. So konnte es jedem passieren, ein Kind zu bekommen. Die Patienten im Krankenhaus haben aber alle geholfen, den Kindern etwas zu essen zu geben. Ich allein konnte aber nicht alle Kinder mit Essen versorgen. Es gab Mangel an Windeln, an Medizin, an allem. Wir konnten nicht alle Kinder auf den Arm nehmen, ihnen Lieder vorsingen und sie umarmen. Sie waren ohne Liebe.

Im Sommer 1944 waren die Zustände in der Baracke und die Krankheiten so schlimm, dass man die Baracke desinfizierte, neu anstrich und eine „Isolierstation“ einrichtete. Die gesunden Kinder wurden nach Rügen in andere Baracken, das „Kinderheim“, verlegt, später kamen auch die kranken Kinder dorthin. Die Kinder starben dort alle weg.⁸¹

Als die Baracke renoviert wurde, sollte ich bei den Kindern in Rügen arbeiten, aber das habe ich nicht akzeptiert. Das habe ich abgelehnt. Das war keine Arbeit, das konnte ich nicht sehen. Da lagen die Kinderchen im Dreck, und in den Zimmern stank es nach Urin und Kot. Überall waren Läuse und Wanzen. Das Essen war schlecht, und es gab nicht genug Wasser. Also bin ich sofort nach einem Tag ins Stadtkrankenhaus zurück und zur Oberschwester der Station 8 und habe ihr gesagt: „Ich möchte ehrlich sein, bitte geben Sie mir Arbeit, wo Sie wollen, alles, Straßen fegen, Toiletten saubermachen, alles, aber nicht dort. Nur nicht in Rügen, da kann ich nicht arbeiten.“ Deshalb wurde ich an die Fabrik verwiesen und habe dort beim Roten Kreuz gearbeitet. Ich war zufrieden, solange ich nicht in Rügen arbeiten musste. Rügen war zu grausam.

Sophie

Die Babys waren so schön, aber sie sind alle irgendwann in Rügen gestorben. Da war ein kleines Mädchen, das war sehr lieb. Das war Sophie, das ärmste Kind. Sophies Mutter war aus der Ukraine.

Sophie war sieben Monate und noch im Barackenlager. Das war vor der Einrichtung von Rügen. Sie war fast verhungert, sehr dünn, hatte permanent Durchfall und erbrach sich. Sophie habe ich oft auf dem Arm gehabt. Ich habe ihr aus Mullbinden Sachen gestrickt. Das Kind hat nie geweint. Die Mutter kam manchmal zu ihr, durfte aber nie lange bleiben

und hatte ja wenige Wochen nach der Geburt das Kind in der Baracke lassen müssen.

Das Kind konnte nicht essen, musste aber doch, um zu leben. Also habe ich ihr das kleine Näschen zugehalten, dann hat sie geschluckt, und in der Zeit habe ich ihr was zu essen gegeben. Ich habe ihr auch beigebracht zu krabbeln. Es war eine Sensation, dass Sophie lebte, und es sind alle Frauen und Männer aus dem „Ostlager“ helfen gekommen. Sie waren alle so glücklich und froh. Dann hieß es: „Das Kind kommt nach Rügen!“ Ich sagte: „Nein! Das Kind bleibt hier. Sie macht uns keine Arbeit. Ich nehme sie als mein Kind an.“ Ich sagte Dr. Körbel, dass ich das Kind für mich haben wollte. Er meinte nur, ich wäre nicht verheiratet und müsste arbeiten. So kam Sophie in das Kinderlager nach Rügen. Rügen war zu Fuß weit weg, mehr als zwei Stunden, aber ich habe sie besucht. Die Fabrik wurde in dieser Zeit bereits bombardiert und man konnte nicht immer dorthin gehen. Eines Tages sagte ich der Oberschwester, ich würde Sophie besuchen. Sie antwortete: „Du musst nicht gehen. Sophie ist gestorben.“ Das ist noch heute schrecklich für mich. Es sind so viele Kinder dort gestorben.

Sophie starb also. Heute hätte sie selbst eine große Tochter haben können. Direkt nach dem Krieg bin ich auch nach Rügen gegangen, und es lebten dort noch einige Kinder. Sie waren voller Läuse und lagen auf dem Boden. Das war grausam. Und ich war so hilflos. Bei Braunschweig war auch so ein Heim.

Mord an einem Piloten

Es kam gegen Ende des Krieges zu heftigen Bombardements des Volkswagenwerks. Während eines besonders schweren Luftangriffs war ich gerade im Werk, aber ich überlebte. Doch ich verlor währenddessen das Medaillon mit den Bil-

dern von den Eltern. Danach kam ich zurück ins Krankenhaus. Dort war alles in Aufruhr.

Zwei amerikanische Piloten, die abgeschossen worden waren, konnten ergriffen werden. Einer war bereits tot, als er auf dem Boden aufkam, und der andere Fallschirmspringer sollte von einem HJ-Leiter der Polizei übergeben werden. Doch als der Verletzte ins Krankenhaus gebracht wurde, stürzten sich volksdeutsche Wachleute auf ihn. Die in der Fabrik arbeitenden Volksdeutschen waren schlimmer und fanatischer als alle anderen Deutschen. Sie haben den Amerikaner mit Knüppeln und Stahlrohren schrecklich geschlagen.

Das hatte ich erzählt bekommen, und dann sah ich ihn. Der Amerikaner, ein so schöner Junge, lebte noch. Er war groß und blond, jung und schön. Er hatte einen Seidentuch oder sogar einen Seidenstrumpf sowie eine Goldkette um den Hals. Bestimmt von seinem Mädchen. Eine deutsche Schwester weigerte sich, seine schweren Verwundungen zu versorgen – sie pflege doch keinen Amerikaner. Aber sie stahl ihm vom Hals weg die Kette und das Seidentuch. Dann gab man ihm eine Überdosis Morphinum, und er starb. Man hat ihn damit umgebracht. Nach dem Krieg gab es einen Prozess wegen seines Todes.⁸²

Gute Katholiken

Ich schrieb dem katholischen Priester in Lublin immer wieder Briefe. Seine Antworten zeigten wir herum, und so dachte niemand, dass meine Schwester und ich Jüdinnen waren. Eines Tages wurden wir auf die Gestapo bestellt. Wir hatten Angst, dass etwas mit unseren Papieren nicht in Ordnung war. Stattdessen nahm der Gestapobeamte Bezug auf einen der Briefe, die ich dem Priester geschrieben hatte, in dem etwa stand: „Uns geht es gut. Wir haben schöne



V.l.n.r. oben: Italiener, Frits Ten Haff, und ein weiterer holländischer Zwangsarbeiter. Mitte mit weißer Bluse: Sara Bass. Unten: Halina L. Kanarek und Lea Bass, 1944

Arbeit.“ Also fragte er uns, ob wir nicht Volksdeutsche werden wollten, wenn es uns so gut ginge und wir uns so wohl fühlten. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, begann zu stammeln, redete von meinen Eltern, ohne die ich das nicht entscheiden könnte und dass wir doch Katholiken wären. Polnische Katholiken, so sagte ich, könnten keine echten Deutschen sein. Ich plapperte drauflos. Und der Beamte dachte wohl nur, ich wäre blöd. So hat er meine Schwester und mich dann nur „Idioten“ genannt. Dann konnten wir gehen. Ich hatte solche Angst, dass man unsere Papiere überprüft. Aber so hatte der Beamte einfach eine polnische katholische Idiotin vor sich. Dachte er wenigstens. Von dem Priester erfuhren wir später auch, dass der jüdi-



Wiczek, der als polnischer Jude mit falschen Papieren im Polenlager des Volkswagenwerks untergetaucht war. Hier ist er nach dem Krieg im Raum Berlin zu sehen, 1946

sche Gefangene Mundek, der uns so geholfen hatte, erschossen worden war. Wie traurig. Er war so ein guter Mensch.

Juden mit falschen Papieren

Es gab wohl noch mehr Juden mit falschen Papieren im Volkswagenwerk – nicht nur meine Schwester und mich. Es waren mit uns schätzungsweise zehn Personen. Wir lebten alle irgendwie im Versteck der falschen Identität. Da gab es beispielsweise Wiczek, der ein Jude aus Polen war, aber als polnischer Zwangsarbeiter im Werk tätig war.

1946 ging er in ein Camp der UNRRA bei Berlin.⁸³ Dann ist er nach Polen zurück, und mein Mann und ich haben nie



Sara (links im Bild) und ihre Schwester Lea Bass (rechts im Bild) mit einigen anderen überlebenden Juden, die sich nach der Befreiung 1945 in Fallersleben trafen. In der Mitte Halina L. Kanarek

mehr von ihm gehört, obwohl wir in Kontakt gewesen waren und einander Briefe geschrieben hatten. Ich glaube, er ist in Polen in einem der antisemitischen Pogrome einfach getötet worden. Er hätte sich sonst wieder bei uns gemeldet.

Dann waren da noch zwei Mädchen, Halina und Toschka, die ebenfalls im Krankenhaus arbeiten mussten und nach der Befreiung nach Israel gingen. Halina ist mittlerweile tot. Was aus Toschka geworden ist, weiß ich nicht. Die Mädchen hat man immer wieder wegen irgendetwas zur Gestapo gerufen, die die fehlenden Papiere aus Polen anfordern wollte. Beide hatten schreckliche Angst. Aber dann rückte die Rote Armee nach Polen vor, und niemand konnte etwas



Manfred Frenkel (links im Bild) und ein Freund in Antwerpen, 1990

kontrollieren, so dass sie am Leben geblieben sind. Auch die russische Ärztin Tosia war meiner Ansicht nach Jüdin. Nach dem Krieg waren wir insgesamt fünf jüdische Mädchen im Krankenhaus, darunter eine Mutter mit Tochter. Hinzu kamen noch ein jüdischer Mann, der dem Warschauer Ghetto entkommen war, und ein Majdanekflüchtling. Sie alle hatten sich irgendwie in das Werk hineingeschmuggelt und wurden nicht enttarnt. Außerdem gab es noch den Sally Perel, der sich als Deutscher ausgab und sogar in die Hitler-Jugend aufgenommen wurde.⁸⁴ Nach dem Krieg habe ich in Braunschweig auch Sally Perel kennen gelernt. Er hatte meinen späteren Mann getroffen, als der aus dem Lager kam, und sie hatten sich angefreundet.



Foto aus der Wohnung des Deutschen, in der Sara Bass zusammen mit ihrer Schwester nach der Befreiung im heutigen Wolfsburg lebte. Sie nahm das Foto an sich, weil sie überzeugt war, später würden die Menschen leugnen, mitgemacht zu haben

Angst

Ich selbst hatte immer Angst, denn man konnte ja nicht entkommen. Zufällig konnte ein polnisches Mädchen – nicht böswillig, aber zufällig – sagen, mein Name sei Sara. Weil sie mich vielleicht kannte. Dann wäre ich ins KZ gekommen. So hatte ich Glück und wurde nicht entdeckt. Hunger hatte ich nicht, aber Angst. Immer Angst.

Das Leben danach

Ich hatte Glück. Es gelang nicht allen zu entkommen. Man konnte nicht viel tun. Es war nicht einfach. Sein Schicksal kann man nicht ablegen wie einen unbequemen Mantel. Man schleppt die Erlebnisse und die Erinnerung wie eine

Kette mit sich herum. Mit meinem Mann konnte ich viel darüber sprechen. Aber jetzt, allein, habe ich niemanden. Dann nehme ich mir ein Buch, lese und bin in einer ganz anderen Welt. Ganz woanders.

Man hat nicht am Leben gehangen, aber man hat überlebt. Die Wurzeln? Sie sind nicht mehr da. Man hat keine Wurzeln. Man sucht das, was verloren gegangen ist. Doch es kommt nicht wieder. Es ist alles nicht mehr da.

Erinnerung an die Kinder

Vor fast 20 Jahren waren mein Mann und ich unterwegs in Norddeutschland und besuchten auch Braunschweig, wo er herstammte. Wir kamen nach Wolfsburg. Das ist heute eine

schöne Stadt, so ganz ohne Baracken. Hier sah ich ein Straßenschild Richtung Rügen und dachte sofort, ich muss schauen, ob nicht noch etwas da ist von den Kindergräbern. Der alte katholische Friedhof muss ja noch da sein, dachte ich. Mein Mann ging in ein Blumengeschäft, fragte nach dem Friedhof und dann nach dem Grab der Kinder. Die Dame zeigte uns den Friedhof und sagte recht barsch: „Ja, da ist auch so ein Kindergrab.“ Wir sind zum Friedhof gefahren und trafen eine ältere Dame. Ich fragte nach dem Grab der Kinder von Rügen. Sie sagte ganz schroff: „Damit hatte ich nichts zu tun!“ – und ging einfach weg. Eine andere Frau kam auf mich zu und fragte: „Hast du hier auch ein Kind?“ Ich verneinte, antwortete: „Aber ich habe mit den Kindern gearbeitet. Ich war in Rügen und habe alles gesehen.“

Dann kamen wir zu dem Grab. Es war gerade Allerheiligen, für das die Gräber auf dem Friedhof geschmückt waren. Aber auf diesem Grab war nicht ein Blümchen, da war nichts. Alles war zugewachsen, verwildert. Es gab nur einen Stein mit dem Vaterunser, sonst nichts. Was soll das Vaterunser, dachte ich verärgert. Was hilft das den Kindern nachträglich? Mein Mann hat immer wieder gesagt, das darf nicht sein. Und dann haben wir mit Volkswagen gesprochen und mit der Kirche verhandelt. Endlich kam dann ein Gedenkstein, und die Grabstätte wurde hergerichtet. Heute werden auch immer wieder Kränze dorthin gelegt.

Das waren doch alles unschuldige Kinder. Sie wurden geboren und sind gleich gestorben. Sie kannten keine Mutterliebe, keine Großmutterliebe, niemand hat sie in den Arm genommen und ein Liedchen für sie gesungen. Und heute? Heute gibt es wieder Krieg, wieder Mord. Wieder Kindergräber. Seit 82 Jahren kenne ich nichts anderes, nur Krieg da und Krieg dort. Hunger dort, Hunger da.



Treffen in belgischer Abtei, 1990, v.l.n.r.: vorne: Bekannter des polnischen Priesters, Sara Frenkel, hinten: Priester Jan Poddebniak, Manfred Frenkel, Lea Bass

Einsamkeit

Sophie ist nicht da, meine Freunde sind nicht mehr da, mein Mann ist nicht mehr da. Niemand ist mehr da. Ich bin wieder alleine.



Sally Perel

Sally Perel, wie er sich meistens nennt, wurde am 21. April 1925 in Peine geboren. Seine Eltern waren Juden russischer Herkunft. Als die Repressalien in der Schule zunahmen und das antisemitische Klima bedrohlich wurde, verließ die sechsköpfige Familie Deutschland und zog 1935 ins polnische Łódź zu Verwandten. Beim deutschen Überfall auf Polen schickten die Eltern Sally und seinen Bruder Isaak nach Osten, in die Sowjetunion, wohin viele Juden aus Polen flohen. Sally fand in einem Waisenhaus Aufnahme, sein älterer Bruder ging ins Baltikum und der dritte Sohn der Familie war Soldat in der polnischen Armee.

Als Folge der Orientierungslosigkeit und Entwurzelung wurde der junge Sally erst einmal überzeugter Kommunist. Der Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion im Juni 1941 wurde zu einem traumatischen Erlebnis, als der nun



Schneeballschlacht in Braunschweig im HJ-Heim, 1943

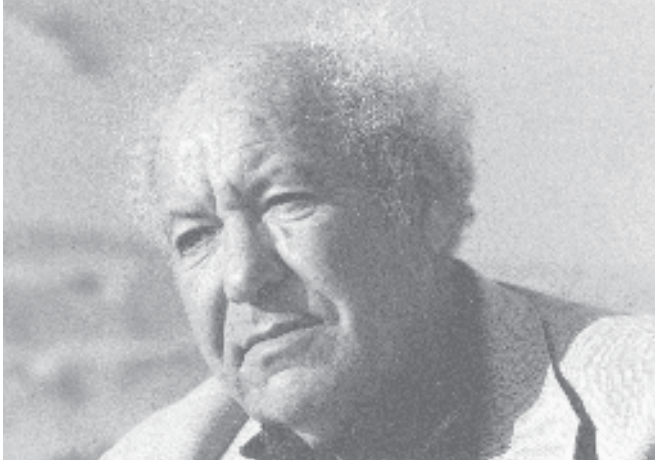
auf sich allein gestellte Jugendliche während einer Selektion durch die Wehrmacht seine jüdische Identität verbarg und sich als Volksdeutscher Josef Perjell ausgab.

Mit dieser falschen Identität überlebte er bis Kriegsende. Er wurde nach einer Zeit bei der Wehrmacht Lehrling im Volkswagenwerk in Braunschweig und HJ-Mitglied. Als Deutscher überlebte er, während er seine jüdische Identität verdrängen musste.

Nach der Befreiung fand er seine zwei Brüder wieder. Die Eltern und die Schwester, Bertha, kehrten nicht zurück. Identitätsfindung blieb ein Thema, das ihn bis vor kurzem rastlos umtrieb. Sally Perel trat 1947 in die Schule des ORT⁸⁵ in München ein, belegte einen Kurs für Feinmechanik und nutzte so seine im Volkswagenwerk erworbenen Kenntnisse. Als in München ein Rekrutierungsbüro der in Palästina

aktiven militärischen Untergrundorganisation Haganah⁸⁶ eröffnet wurde, meldete er sich. Die Staatsgründung stand bevor und ein Krieg mit den arabischen Nachbarstaaten war vorauszusehen. Sally Perel wollte für sein Volk und sein zukünftiges Heimatland kämpfen. Zwei Tage nach der Staatsgründung Israels ging die Reise los, doch legte das Schiff in Marseille erst im August 1948 ab. Sally Perel hatte bei der Ankunft in Israel 48 Stunden Urlaub und besuchte sofort seinen Bruder David, der bereits gemeinsam mit seiner Frau im Land lebte. Nach dieser Atempause leistete Sally Perel unter Moshe Dayan im Regiment 68 der Jerusalemer Division seinen Teil, den jungen Staat vor der Zerstörung zu bewahren.

Das Zivilleben des Sally Perel begann zwei Jahre später. Der Aufbau eines neuen Lebens fiel dem jungen Mann schwer,



Sally Perel in Israel, 2001

doch kam ihm dabei, wie er selbst sagt, die Lehre als Werkzeugmacher im VW-Vorwerk zu Hilfe. Er arbeitete, konnte sich eine eigene Existenz aufbauen, heiratete 1959 und bekam zwei Söhne. Mittlerweile hat Sally Perel drei Enkelkinder.

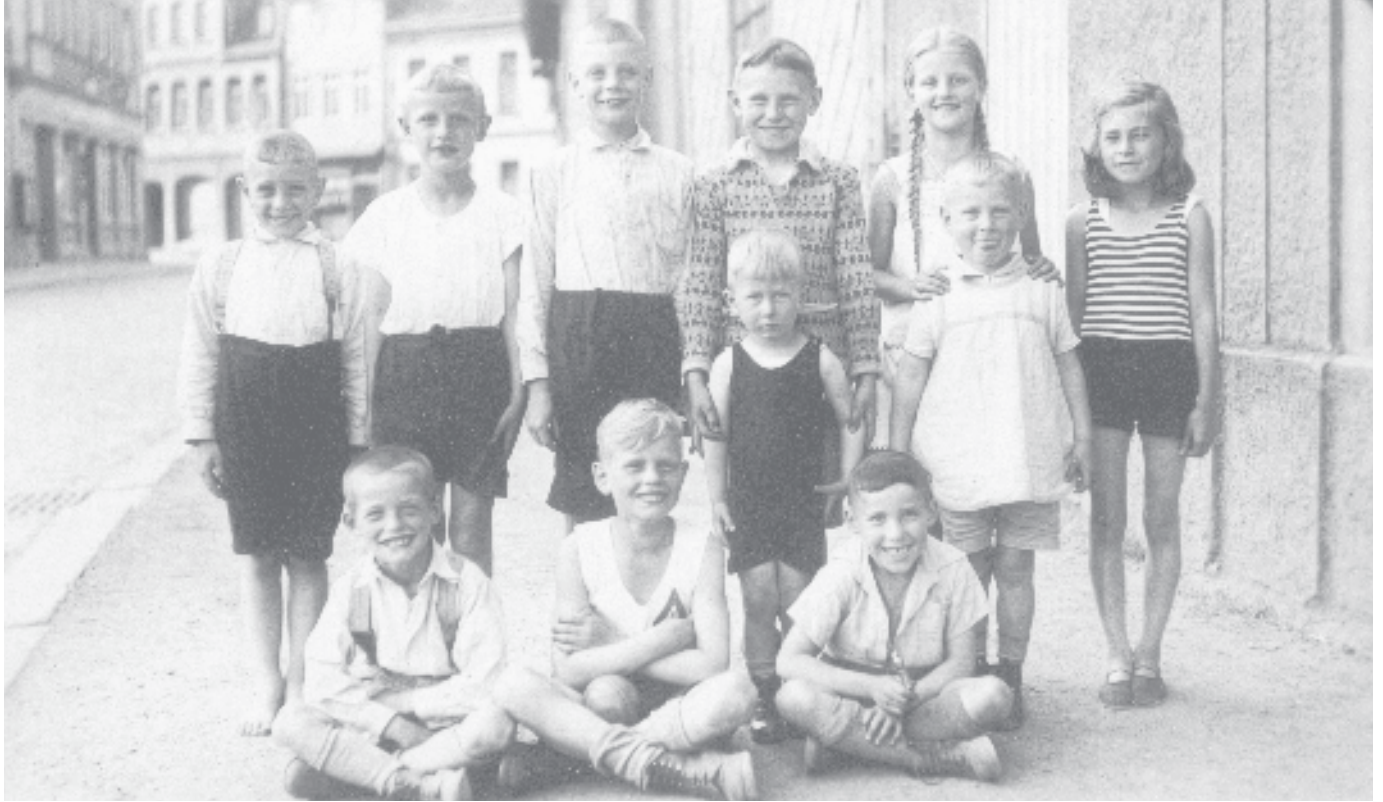
1981 musste sich Sally Perel einer Herzoperation unterziehen und begab sich danach in den Ruhestand. Seiner Aussage zufolge kam durch die „ungewohnte Ruhe das Verdrängte aus der Dunkelkammer nach oben“. Der Hitlerjunge Jupp war plötzlich wieder anwesend: „Die innere Zerrissenheit und der Konflikt zwischen Josef und Sally befassten mich nun in all ihrer Schärfe. Das Buch ‚Hitlerjunge Salomon‘ war das Ergebnis.“ Sally Perel veröffentlichte das Buch „Hitlerjunge Salomon“ erstmals 1992 in deutscher Sprache. Es ist mittlerweile in viele Sprachen übersetzt worden. Nach dem Buch entstand 1990/91 der Film „Europa, Europa“ unter der Regie von Agnieszka Holland.

Seither reist Sally Perel durch deutsche Schulen, hält Lesungen und diskutiert mit Jugendlichen über sein Überleben

oder stellt sich den Fragen derer, die wissen wollen, was es bedeutet, Überlebender zu sein. Sally Perel ist ein kleiner, energischer und warmherziger Mann. Wenn er über den Holocaust spricht, so betont er immer wieder: „Ich habe meinen Gott in Auschwitz verloren. Keine Religion kann mir die Asche der verbrannten Kinder erklären.“ Religiöse und politische Fundamentalismen jeder Art kritisiert er schonungslos. Sein Credo: „Erklären, fragen, appellieren, denken, Wahrheit weitergeben, versöhnen und zum Frieden anstiften“.

Sally Perel wurde 1999 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Er versteht diese Ehre als Ansporn, seine Tätigkeit und seine Versöhnungsarbeit weiterzuführen und meint: „In den vielen Lesereisen nach Deutschland, in den vielen Begegnungen mit der Jugend dort, bekommt mein einzigartiges Überleben des Zweiten Weltkrieges den richtigen Sinn.“

Sally Perel starb im Februar 2023.



Kinder in Peine, Sally rechts vorne, 1934

INTERVIEW

Sally Perel⁸⁷

Die Angst vor der Entdeckung war mein ständiger Begleiter

Meine Geschichte habe ich vor etlichen Jahren aufgeschrieben.⁸⁸ Sie ist sicher ungewöhnlich, aber wer wusste damals schon, welche Wege das eigene Schicksal nehmen würde. Die Überlebensgeschichten anderer sind ebenfalls ungewöhnlich.

Denken Sie nur an Roman Frister, der in seinem Roman beschrieb, dass er nur deshalb überlebte, weil er einem anderen Häftling im KZ die Mütze wegnahm, nachdem er selbst bestohlen worden war. Im Konzentrationslager überlebte man ohne Mütze nicht.⁸⁹

Mehr als vierzig Jahre habe ich meine Erlebnisse für mich behalten. Bis zu dem Tag, an dem mir keine andere Wahl mehr blieb. Denn im Laufe der Zeit begriff ich, dass das Trauma, das ich zu verdrängen suchte, sich nicht länger verdrängen ließ. Mit diesem seelischen Druck konnte und wollte ich nicht länger leben. Um mich davon zu befreien, musste ich mir alles im wahrsten Sinne des Wortes von der Seele schreiben.⁹⁰

SALLY PEREL



Sally Perel und seine Schwester Bertha (beide in Bildmitte vorne) in Peine, 1928

Das Buch ist im Frühling 2004 erneut in hebräischer Sprache herausgekommen, so dass meine Enkelin jetzt meine Geschichte endlich auch selbst lesen kann.

Von Peine nach Łódź

Ich bin 1925 in Peine in der Nähe von Braunschweig geboren worden und hatte eine glückliche Kindheit. Meine Eltern waren 1918 aus Russland nach Deutschland emigriert.⁹¹ Der nationalsozialistische Terror nahm nach 1933 zu. Wir gingen deshalb nach Polen, nach Łódź. Dort hatte ich großes Heimweh nach Deutschland, doch in Łódź besuchte

ich zumindest wieder eine Schule – und dann kam der 1. September 1939. Die deutschen Besatzer benahmen sich schrecklich. Man kennt ja heute die Bilder. Unsere Eltern schickten meinen Bruder Isaak – er war 29 Jahre alt – und mich weg. Wir sollten in Richtung Osten fliehen und so der Situation und der befürchteten Ghettoisierung entkommen. Meine Schwester Bertha blieb bei meinen Eltern, und mein Bruder David kam als polnischer Soldat in deutsche Kriegsgefangenschaft. Um ihn hatten wir ziemliche Angst.

Von Łodz nach Grodno

Ende Dezember 1939 erreichten wir den Fluss Bug und damit die Rote Armee. Ich kam in ein Waisenhaus in Grodno. Mein Bruder ging weiter nach Wilna, zu seiner Freundin Mira. Unerwartet kam schließlich auch noch meine Schwester Berta in Grodno an, die mit einer Freundin aus dem Ghetto Łodz geflohen war. Nachrichten von unseren Eltern bekamen wir einmal im Monat per Postkarte. Mein Bruder Issak hatte mittlerweile Mira geheiratet. David war aus der Gefangenschaft entlassen worden und befand sich zusammen mit meinen Eltern im Ghetto. Ich war glücklich im Waisenhaus, obwohl meine Familie in alle Winde zerstreut war, und glaubte an die kommunistische Ideologie. Ich war ein überzeugter Klassenkämpfer geworden.

Ein Albtraum

Mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 21. Juni 1941 flohen alle jüdischen Kinder gemeinsam mit ihren Erziehern aus dem Waisenhaus weiter Richtung Osten. Doch die Gruppe verlor sich auf dem Weg. Plötzlich war ich, in der Umgebung von Minsk, ganz allein. Da waren zwar andere Menschen, doch kein Bekannter. Es war ein Albtraum. Ich befand mich inmitten von Toten, Kampf und Zerstörung. Ich war doch erst 16.

Ein Jude wird Volksdeutscher

Ganz plötzlich war es still. Der Rauch verzog sich, und es standen Deutsche vor uns. Wir alle mussten nun in Reihen vor die Deutschen hintreten. Menschen wurden ausgesondert und irgendwie verbreitete sich das Wissen, Juden würden sofort im Wald erschossen. Ich stand in der Reihe, die Wehrmacht vor uns. Juden wurden aussortiert, und zwar durch Angehörige meiner späteren Einheit. Soldaten



Die 12. Panzerdivision in der UdSSR im Juni 1941

führten die Juden in den Wald. Dort wartete die SS, um sie zu exekutieren. Viele der Wehrmachtssoldaten haben sich später darauf zurückgezogen, sie hätten niemanden getötet, sondern die Juden „nur“ aussortiert.

Als ich an die Reihe kam, wusste ich, wenn ich die Wahrheit sagte, wäre ich tot. Also sagte ich, ich wäre kein Jude, sondern Volksdeutscher. Ich wusste, wenn es nicht funktionierte, würde ich erschossen. Doch dieser Soldat glaubte mir. Alle anderen mussten die Hosen runterlassen, damit man sehen konnte, ob sie beschnitten waren. Mir hat er jedoch ungeschrien geglaubt. Warum mir und nicht den anderen? Ich sehe nicht gerade „arisch“ aus, und es gibt durchaus gewisse Unterschiede im Aussehen der Menschen. Juden aus Osteuropa waren oftmals leicht als Juden zu erkennen. Vor allem wenn sie religiös waren. Ein Jude aus Osteuropa sah anders aus als ein Deutscher oder ein deutscher Jude. Ich musste aber die Hosen nicht runterlassen.

Diesen Soldaten, mit dem ich bis zu seinem Tod in Kontakt war, habe ich zusammen mit zwei deutschen und einem israelischen Journalisten besucht, als der Film „Hitlerjunge Salomon“ anlief. Wir haben ihn gefragt, warum er mir geglaubt und nicht befohlen habe, die Hosen runter zu ziehen. Ich war mit ihm danach in derselben Einheit, fast ein Jahr, er konnte sich also gut an mich erinnern. Er sagte: „Eine innere Stimme hat mir damals zugeflüstert, dir, also diesem Jungen, zu glauben.“

Vor der Selektion hatte er von seinem Kompaniechef den Befehl bekommen, einen Dolmetscher zu finden. Als ich mich als Volksdeutschen ausgab, fragte er mich, ob ich Russisch spräche. Ich bejahte dies. Daraufhin hat er mich aus der Reihe rausgeholt und seinem Kompaniechef berichtet, er habe einen Volksdeutschen gefunden, der auch Russisch spreche.

Die Rettung war Zufall

Meine Rettung war nicht beabsichtigt. Ich war einmal zu einem Vortrag in Lübeck im Thomas-Mann-Gymnasium, und der Soldat, der mir damals geglaubt hatte, ich wäre Volksdeutscher, war auch da. Ich hatte ihn mitgenommen, aber niemand von den Schülern in der Aula wusste, wer er ist. Als ich erzählte, wie er mich fragte, ob ich Jude sei, habe ich gesagt, dass dieser Soldat hier mit uns in der Aula sitzen würde.

Die Schüler sind ganz still geworden. Viele standen auf und sahen ihn an. Als ich weitererzählen wollte, sagte ein Schüler: „Darf ich den Herrn etwas fragen?“ – und meinte: „Herr Weidemann, wie hätten Sie gehandelt, wenn er damals gesagt hätte, dass er Jude wäre?“ Da stand der ehemalige Soldat auf – ein alter Mann, und sagte mit zitternder Stimme: „Ich hätte gesagt: ‚Geh 100 Meter weiter.‘ Und dann

hätte man ihn erschossen.“ Er war ehrlich. Natürlich war Aufruhr in der Aula. Alle weinten, auch ich. Dann ging ich runter vom Podium und sagte: „Ehrenfried, ich weiß diese Antwort zu schätzen, und in diesem Moment bist du eine Last los geworden, die dich schon lange bedrückt.“ Ich schätze diese Ehrlichkeit. Er war nicht vorbereitet auf eine solche Frage. Deshalb kam die Wahrheit so spontan heraus. Im Gegensatz zu all den anderen, die nichts gewusst und nichts gehört haben wollen.

Die Geburt von Jupp

Was auf dem Feld bei Minsk geschah, lässt sich am ehesten so beschreiben: Salomon Perel versteckte sich und der Volksdeutsche Josef „Jupp“ Perjell aus Grodno wurde geboren. Ich wurde von der Wehrmacht aufgenommen und in eine Uniform gesteckt. Als Teil der 12. Panzerdivision war ich nun für die Deutschen als Dolmetscher tätig. Ich, der Jude, musste den Deutschen helfen, um zu überleben. Dabei war ich vor ihnen geflohen, seit ich zehn Jahre alt war. Die Angst vor der Entdeckung sollte mich nun ständig begleiten.

Keinen Widerstand erlebt

Die Witze der Deutschen über die „Nazis“, zum Beispiel wenn über den „dicken Hermann“, Hermann Göring, gesprochen wurde, waren nicht wirklich abschätzig. Das war harmlos. Das war kein Widerstand. Widerstand – davon habe ich nie etwas gesehen oder gehört. Auch nicht bei den Soldaten. Es wurde vielmehr an der russischen Front gesagt, dass jeder, der noch an das sozialistische Paradies geglaubt habe, nun „durch Adolf“ gezeigt bekommen habe, dass es nicht existiere. Nun war man endgültig überzeugt vom nationalsozialistischen Deutschland. Das war das Hauptmotto aller: „Gut, dass es Adolf gibt.“ Gegen den Krieg habe

ich nie etwas gehört und ich war immerhin vom Sommer 1941 bis Sommer 1942 mit der Wehrmacht unterwegs.

Prominente Fürsprecher

Unter welchen Umständen ich im Sommer 1943 nach Braunschweig kam, habe ich erst 1987 bei einem Veteranentreffen der 12. Panzerdivision erfahren. Unter anderem haben mir dort einige der ehemaligen Offiziere erzählt, dass sich eine Nichte von Hauptmann von Münchow, der mich nach dem Krieg adoptieren wollte, für mich eingesetzt habe. Münchow war Großgrundbesitzer in Pommern bei Stettin, und seine Nichte war Henriette von Schirach, die Ehefrau von Baldur von Schirach, dem obersten HJ-Führer.⁹² Der Hauptmann hatte sich wahrscheinlich mit ihr in Verbindung gesetzt und ihr eine Empfehlung ausgesprochen. Die Reichsjugendführung hat sich wiederum ihrerseits mit dem für mich zuständigen Reichsgebiet Ost in Verbindung gesetzt.

Ich war damals in Estland stationiert, und arbeitete im damaligen Reval als Dolmetscher in der Einheit 772. Außerdem war ich bereits durch „Tapferkeit an der Front“ bekannt geworden. Eine Sekretärin des Reichsjugendamtes begleitete mich nach Berlin, damit ich zurück ins zivile Leben gehen und eine Ausbildung machen konnte. Schließlich erhielt ich eine Lehrstelle im „Vorwerk“ des Volkswagenwerks in Braunschweig und wurde einem der dortigen Lehrlingsheime zugeteilt.⁹³ Ich war noch nicht einmal 18 Jahre und genoss große Privilegien – ich, der Judenjunge.

Das Heim in Braunschweig

Das Braunschweiger Lehrlingsheim lag an der Straße nach Gifhorn. Es waren acht Heime oder Häuser, die alle der Hitler-Jugend unterstanden und jedes hatte eine bestimmte

Mein Lebenslauf

Bin am 21. Dezember 1925 in Garten (Wilna) geboren. Mein Vater war als Webermeister in der Fabrik beschäftigt und die Mutter war zu Hause. Als swigester Junge ging ich 1933 die Volksschule an um besuchen. Als ich 11 Jahre alt war verstarb mir mein Vater. Somit verlief die Schulzeit glücklich. Nach Beendigung der Volksschule trat ich auf die Mittelschule über. In dieser Zeit, also am 17. September 1939 besetzte unser Gebiet der Russe. Trotzdem konnte ich aber meine Schulbildung fortsetzen. Da die Hauptausbildung in russischer Sprache stattfand lernte ich während der Besatzungzeit die russische Sprache. Nach ein schwerer Schlag traf mich als meine Mutter im Mai 1941 von den Russen verschleppt wurde. Als ein Monat später nach der Kriegserklärung die deutschen Fronttruppen Garten besetzten meldete ich mich sofort als

Dolmetscher zur Wehrmacht. Ich kam zu einer Panzerabwehrabteilung in einer Panzer Division. Ich hatte mich bei allen Operationen im mittleren und nördlichen Abschnitt der Ostfront sehr gut gehalten. Über ich auch ein einwandfreies Zeugnis bekommen habe. Am 1. Oktober 1942 wurde ich wieder von der Wehrmacht entlassen zwecks weiteres Lernen. Von der NSDAP Reval wurde ich nach Berlin und von da aus nach Braunschweig auf ein Volkswagenwerk geleitet.

Perjel.

Handschriftlicher Lebenslauf Josef Perjells, 1943

PA

Aufnahme Josef Perjells ins Volkswagen-Vorwerk in Braunschweig, 29.6.1943

29.6.1943

Der Bannführer

An den
Chef der Befehlsstelle Osten
der Reichsjugendführung
s.HJ.v. Gebietsmaßelführerin Eggenmann
Berlin NW 7
Luisenstr. 36 III

Der von dort übersehtene Jugendliche Josef P e r j e l l hat sich hier einer psycho-technischen Eignungsprüfung unterziehen müssen und ist nach dieser als Lehrling des Volkswagen-Vorwerkes angestellt worden. außerhalb der Arbeitszeit ist er der Jugendwohnheimanlage des Volkswagen-Vorwerkes eingegliedert und wird von hier aus erzogen.

Heil Hitler!

(Eggert)
Bannführer

Vorschlag der Übernahme Josef Perjells als Lehrling ins Volkswagenwerk, 25.5.1943

Der Chef der Befehlsstelle Osten
der Reichsjugendführung
Eg/B.

An den
Führer des Bannes Volkswagenvorwerk
Bannführer E g g e r t

B r a u n s c h w e i g
Gifhorner Straße 180

Berlin NW 7, am 25. Mai 1943
Luisenstr. 36 III
Fernruf 42 59 71

Dr. Ing. N. (468) /
22. MAI 1943
Erledigt am:
Nitz:

Von der HJ-Bezirksstelle Estland in Reval wird uns der Jugendliche Josef P e r j e l l zur Ausbildung gemeldet. Obergebietsführer hier schlägt vor, ihn bei Buch im Jugendwohnheim einer gründlichen Berufsausbildung zuzuführen. Teile dich bitte mit, ob Du die Möglichkeit hast, den Jugendlichen Perjell im Jugendwohnheim aufzunehmen und ihm eine technische Berufsausbildung im Volkswagenvorwerk zu geben.

Heil Hitler!

U. a.: *J. Eggenmann*
(Eggenmann)
Gebietsmaßelführerin





Lehrlingsunterkünfte in Braunschweig

Tendenz. Es gab den Streifendienst, Marine, Flieger, Motor-HJ, technische Dienste usw. Ich war im technischen Dienst. Wahrscheinlich war dort ein Platz frei gewesen. Man teilte mir mit, ich könnte bedauerlicherweise nicht in die SS aufgenommen werden. Ich wäre zu klein und würde auch sonst nicht den Kriterien entsprechen. Was sollte ich dazu sagen? Ich, der Jude Salomon.

Bei der Aufnahme musste ich eine kleine technische Prüfung machen, etwas auseinander nehmen und wieder zusammensetzen, und das habe ich gut bestanden. Also wurde ich eingewiesen und begann dieses neue Leben. Der Heimleiter wurde mein Vormund. Er war Mitglied der SS. Ich, der Jude, wurde einem SS-Mann zugeteilt, der sich meiner nun annehmen sollte.

_____ Salomon alias Jupp, der Soldat alias Josef, der Hitlerjunge, hatte eine ideale Tarnung gefunden, unter der er in Sicherheit lebte. Doch wie lange? Konnte man ewig so leben, mit einer geliehenen Identität, ohne Ausweispapiere und mit einer Beschneidung, während dieses Regime – bis zum Wahnsinn – alles aufbot, um jegliches Fremde von diesem Volk fernzuhalten, über das es totalitär herrschte?⁹⁴



Sally Perel und Herr Reiter, Heimführer und Vormund während der Zeit als Lehrling; Wiedersehen 1985

Lehrling im Vorwerk

Wir alle in diesem Heim gehörten zum Volkswagenwerk. Parallel zum Hauptwerk bei Fallersleben war 1938 in Braunschweig das so genannte Vorwerk entstanden. Hier sollte die künftige Facharbeiterelite für das Volkswagenwerk ausgebildet werden. Aufgrund der Strukturschwäche der Region Braunschweig kamen die Lehrlinge aus dem ganzen Reich. Wir wurden technisch ausgebildet. Es gab Feinmechaniker, Dreher, Schweißer, alles Mögliche. Ich war in der Ausbildung zum Werkzeugmacher. Morgens erhielten wir die technische oder praktische Ausbildung im Werk – das waren immer drei Tage im Werk und drei Tage Theorie in der Schule. Dort bekamen wir die technische Erziehung – Zeichnen, Physik, Chemie, Metallkunde, was man so alles brauchte. Die Schule war ebenfalls in Braunschweig. Das ist übrigens das einzige Gebäude, das heute noch steht, die Schule. Also hatten wir drei Mal die Woche praktische Arbeit. Meistens bauten wir Stenzen, aber auch Trägerwerkzeuge für den Kübelwagen, der damals aufkam und ein völliger Flop wurde. Später haben wir auch Einzelteile für die V 1 angefertigt.

Erziehung zum Nationalsozialismus

Abends wurden wir meistens im Geiste des Nationalsozialismus erzogen und unterhalten. Es gab Filme, Vorträge an die „Parteigenossen“ und ähnliches. Drei Mal in der Woche gab es die dazugehörige Theorie in der Schule. Dann mussten wir uns auch anders anziehen. Es war ein Dreiklang, eine Dreiklang-Schule: Erstens die Erziehung im Geiste des Nationalsozialismus, zweitens eine vormilitärische Ausbildung und drittens eine technische Ausbildung.

Zwar war es eine Lehrwerkstätte, aber wir hatten auch Drill und Appelle. Es herrschte überaus strenge Disziplin. Der Unterricht war hochpolitisch. Sogar, wenn Literatur gelehrt wurde oder etwas ähnliches, war alles im Sinne des „deutschen Geistes“. Aber die Rassenkunde hat mich am meisten gequält. In diesem Zusammenhang wurden immer auch die Juden erwähnt. In den Augen eines meiner Lehrer war ich ein Musterbeispiel der ostbaltischen Rasse. In solchen Momenten fühlte ich mich schrecklich.

Die NS-Politik verlangte bedingungslosen Gehorsam der Obrigkeit gegenüber. Eine Diskussion gab es nicht. Gewählt wurde nicht. Die Mehrheit äußerte sich nicht. Einzig die vielen kleinen und großen Führer trafen die Entscheidungen, die die Untergebenen dann widerspruchslos in die Tat umsetzten.⁹⁵



Sally (Bildmitte) mit einigen Kameraden auf dem Heimgelände, 1943

Selbstverleugnung

Vor allem während der Rassenkunde fühlte ich mich, als wäre ich in der Mitte gespalten. Das war immer am schlimmsten. Diese Stammbäume und alles waren furchtbar. Ich lebte in zwei Welten, innen und außen. Aber es gab auch Übergänge. Das Deutsche hatte ich aus meinem Überlebenswillen heraus verinnerlicht und teilweise sogar das Jüdische verdrängt. Das Jüdische war einige Zeit sogar vollkommen verschwunden.

Ich kam zu einer gewissen Form von Selbstverleugnung. Das war schlimm, denn wir bekamen in der Rassenkunde die Geschichte des Judentums gelehrt. Natürlich lernten wir, wie es offiziell gesehen werden sollte. Der Jude war das Böse auf Erden, das Böse war der Satan und der Jude verkörperte somit den Satan auf Erden. Das Gute waren Jesus und Gott, und das Böse war eindeutig der Jude. So wurden die Juden dargestellt. Das mussten wir lernen. Es wurden abstoßende Bilder von Juden an die Tafel gehängt. Ich sehe die Bilder noch heute vor mir, eines mit dem Titel „So kamen sie aus dem Osten“. Das waren schmutzige, stinkende Gestalten. Ein Foto stinkt zwar nicht, aber man bekam das Gefühl dafür. Die Gesichter sahen aus wie von Ratten. Das andere



Klasse des Volkswagen-Vorwerks mit Meister, Sally Perel schräg rechts hinter dem Meister, 1943/44

Bild war das eines „reichen“ Juden mit Zigarre und Zylinder. Unter seinen glänzenden Schuhen lag ein leidender deutscher Bauer. Auch die beiden Filme „Jud Süß“ und „Der ewige Jude“ mussten wir anschauen. In diesem Sinne wurden uns die Juden in der Rassenkunde dargestellt. Ich wusste nur eines: Ich war kein Satan. Ich wusste nur, dass ich leben wollte. Ich wusste, ich war 16 oder 17 Jahre alt und musste überleben. Mit dieser Rassenkunde war ich natürlich nicht einverstanden. Aber alles andere – dass die „Arier“ die herrschende Rasse, die Quelle von Kultur und Schöpfungen waren und die Eigenschaften von Erfindergeist und Inspiration in sich vereinten, das konnte ich glauben. Glauben, um nicht aufzufallen unter den anderen.

Eine zweite Haut

Je mehr ich mich in diese Rolle einlebte, desto mehr wurde ich zu Josef – zu Jupp – und desto mehr habe ich vergessen, dass ich der Jude Sally war. Desto mehr fühlte ich mich unendlich stolz, zur HJ zu gehören. Das war eine zweite Haut, die ich überzogen hatte.

Ich weinte, als Stalingrad fiel. Ich erinnere mich noch genau daran. Daran kann man sehen, wie schnell und wie tief ich

Stammblatt

Gebiet _____
 Bahn 468
 Gefolgehaft, Führerin 7

Name Perjell
 Vorname Josef
 geboren am 21. 12. 25 in Yodice
 Bekenntnis Volksauton & proletarisch kath.
 Beruf Werkzeugmacher Familienstand: ledig - verh. - verw. - verw.
 Tag der Einschreibung _____ Anzahl der Kinder _____
 Wohnort Stromschwing, Volkswagen Vorwerk
Gifhorn Straße Nr. 180



Name des Vaters/Vatermutter Juan Beruf des Vaters Koblenwarter
 Vor- und Nachname der Mutter Karia
 Besitzt Unterhaltungs-/Erhaltungspflicht gegenüber Familienangehörigen? ja nein
 Wille _____ gesetzlich RM.
 Sind persönliche Schulden vorhanden? ja nein Wähler Name, RM _____

Schulbesuch — Berufsausbildung — Studium
 7 Monate Volkshochschule von 1. 12. 34 bis 1938 enthalten am der 7 Klasse
 Mittelschule von _____ bis _____ weitere Schule ja _____ nein _____
 Höhere Schule von _____ bis _____ Klasse ja _____ nein _____
 Berufsausbildung
 Lehrtätigkeit von 1938 bis 23. 8. 41 als Lehrling an Werkzeugmacher
 5 Monatslehre / Fachschule von Oktober 1938 bis Juni 1939 enthalten am der 1 Klasse

Teilnahme am Reichsarbeitsweckkampf

am	Berufsausbildung	Ort

Gewalt-/Gewaltandrohung abgelegt am _____
 Tätigkeit im Landdienst — Landjahr — Landfills und sonstige Dienstleistungen
 vom _____ bis _____ an _____
 vom _____ bis _____ an _____
 vom _____ bis _____ an _____
 vom _____ bis _____ an _____
 Studien (weitere) _____
 Dienstleistungen _____
 in der Volkshochschule _____

Lebenslauf

(Handschrieblich — kurz)

Sprachkenntnisse in Fremdsprachen _____
 Fremdsprachen in deutscher Lesart können benutzt werden _____
 Auslandsfahrten:
 von _____ bis _____
 von _____ bis _____
 von _____ bis _____

Besondere Kenntnisse / Tätigkeiten (z. B. technische — mechanische — wissenschaftliche — Haken usw.) _____
 Besondere Interessen für Kunst und Natur
 Sonstige wichtige Angaben zur Person sind, die verstanden nicht ausdrücklich verlangt werden

Stammblatt des Lehrlings Josef Perjell im Volkswagen-Vorwerk, 6.9.1943

mich in den nationalsozialistischen Geist einlebte und einfühlte. Ich musste überleben und mich anpassen an die Welt, in die mich das Schicksal hineingeworfen hatte. Ich musste „Heil!“ schreien, nicht lauter als die anderen, aber auch nicht viel leiser. Ich musste handeln wie alle. Ich hatte in meiner Brust zwei Seelen, die deutsche und die jüdische. Die Seele des jüdischen Jungen, die ich bis zum Vergessen verdrängte – und die Seele des Jupp, die die Oberhand gewann. Es war ein Abwehrmechanismus, der mir

Schutz bot und mir diktierte so zu handeln. Ich habe auch nie irgendwelche Bedenken gehabt, wenn ich begeistert „Heil Hitler“ schrie oder wenn ich Hakenkreuze trug. Ich habe mich vollkommen in diese Rolle eingelebt. Es war mein Schutzschild. So lebte ich drei Jahre, ein Jahr in der Wehrmacht und zwei Jahre bei Volkswagen. Ich war also erst in der Wehrmacht und dann Hitlerjunge, in einem damals „normalen“ Leben war die Reihenfolge umgekehrt.

Hilfswilligkeit zu politischen Parteien — Bildung — Vereine — Logen oder logenähnliche Vereinigungen
 (ausführlicher, spezieller, wichtiger Art u. U. mit Angabe der Dauer der Zugehörigkeit)

Mitglied in der DJ	mit 26.8.43	als	HJ-Karteikarte Nr.
Mitglied in der NSDAP seit		Mitglieds-Nr.	Spezieller Parteikarteikarte j. und
Mitglied in Gliederungen der NSDAP und in angeschlossenen Vereinen:			
Vereine	ja	wo	ab
Vereine	ja	wo	ab
Vereine	ja	wo	ab
Vereine	ja	wo	ab

Logen-Besuchung in der Hitlerjugend
 Logen: HJ-Besuchung: Jugendgenossen besucht mit
 Auf der Folie vorliegt mit

Ausbildung als HJ-Führer (Sonderausbildung, Lehrgänge an der Führerschule eines Gaues bzw. an Reichsschule usw. bzw. an Schachklub, Sportklub, Gelländesportklub, Feldklub usw.)

Vereine	ja	wo	Bescheinigung	ja
Vereine	ja	wo	Bescheinigung	
Vereine	ja	wo	Bescheinigung	
Vereine	ja	wo	Bescheinigung	
Vereine	ja	wo	Bescheinigung	

Angaben über den Besuch von Abteilungen, Meistern und über sonstige Prüfungen
 (Hilfswilligkeit, SA-Spartaklassen, Berufshilfsgruppen, Reichsarbeitsdienst I und II, DJHG — Bundeslehre — Lehrgänge — Lehrlinge, Fortbildungskursus A und B, Fortbildungskursus C, HJ-Schulungsklassen für Lehrlinge oder Schulungslager, HJ-Betriebslehre, Führerschule für Kraftfahrzeuge, Motorlehrgänge, Bundeslehre — Lehrgänge für Geländesport usw.)

Bescheinigung: Reichsarbeitsdienst I erworben am 29.8.43 Nr. 581
 Bescheinigung: erworben am _____ Nr. _____
 Bescheinigung: erworben am _____ Nr. _____
 Bescheinigung: erworben am _____ Nr. _____

HJ-Lehrerabteilungen in: DJ-Lehrerabteilungen Nr. _____
 Name Nr. _____ Logen: F.Z. (ausg.) Datum _____ Punkte _____
 Name Nr. _____ Führerabteilungen: Datum _____ Punkte _____

Abschreibeberechtigung für die DJ/HJ-Lehrerabteilungen
 Gruppe: _____ Prüfer-Nr. _____
 Gruppe: _____ Prüfer-Nr. _____
 Gruppe: _____ Prüfer-Nr. _____

Zeichnerabteilung von _____ bis _____ als _____
 von _____ bis _____ als _____
 von _____ bis _____ als _____
 von _____ bis _____ als _____
 von _____ bis _____ als _____
 von _____ bis _____ als _____
 von _____ bis _____ als _____
 von _____ bis _____ als _____

Wohndienst im Krieg: Freiwilliger in einer Panzer-Division vom 1. Juli 1941 bis 1. Oktober 1942.

Kriegsverletzungen:
 Verwundungen, Dienstverletzungen:

In vorstehender Hinsicht an Blüte Stadt, verschiedene Angaben nachfolgendes geprüft zu haben und erklärt nach besten Wissen und Gewissen, daß mir keine Ursache bekannt sind, die auf meine nicht deutschblütige Abstammung schließen lassen.
 Folgende Angaben sind mit dem Stempelamt abgeglichen:
 a) Zwei Lichtbilder (Passbildkarte — Uniform — ohne Mütze,
 b) Protokolle über den Nachweis der deutschblütigen Abstammung (Das Protokolle wurde mir selbst vorgelesen) und eingesehen und genehmigt.
 c) Doppelte Abschrift des letzten Meldungsblattes und des Schiffs (Geduldkarte).

Braunschweig, den 6. September 1943
 Josef Parzell
 (Abteilung: F. Z. (ausg.))

*) Anmerkung: Nachweisblätter sind zu vernichten.

Zwangsarbeiter bei Volkswagen

Die Zwangsarbeiter bekamen wir zu Gesicht. Viele von ihnen arbeiteten in den gleichen Betriebshallen. Nur in der Lehrwerkstatt arbeiteten sie nicht, da waren wir unter uns. Aber in der Halle, in der die Massenproduktion stattfand, waren Zwangsarbeiter, fast nur Ausländer. Nur die Meister trugen weiße Kittel, da wusste man sofort, das sind Deutsche. So wurde gleich unterschieden. Für Hitlerjungen war es selbstverständlich: Mit Ausländern hat man nichts zu

tun. Aber ein Gesetz, dass man mit den Ausländern nicht reden durfte, gab es nicht. Enge Kontakte und Freundschaften waren untersagt und wurden bestraft, aber reden war doch nicht verboten. Die Erziehung reichte aus. Niemand suchte den Kontakt. Man wurde so erzogen. Es wurde nicht direkt gesagt, aber man wusste, man hat mit Ausländern eben nichts zu tun.

Uns wurde eingebläut, das seien Untermenschen, eine niedere Rasse — besonders „der Iwan“, der Russe, und auch

keine Zeit zum Nachdenken und das ermöglichte es mir auch zu verdrängen. Aber nachts kam die Erinnerung sehr oft hoch. Ich weinte nachts. Da war die Angst. Ich wusste doch gar nicht, wer ich war und wo mein Platz sein sollte.

Ideologie und Judenwitze

Offene Auflehnung gegen die Nazis gab es nicht. Unser Obermeister war ein SA-Mann, der kam immer in Stiefeln und brauner Uniform. Ich hatte auch einen technischen Meister, der aus dem heutigen Rheinland-Pfalz stammte. Ob der ein Nazi war, konnte man nicht wissen, aber er bestand sehr auf Ordnung und Pünktlichkeit.

Im Werk selbst gab es in der langen Fertigungshalle Wandgemälde zur germanischen Sagenwelt, das waren Propagandabilder. Von keinem meiner Kameraden habe ich auch nur ein abfälliges Wort über Hitler und die Nazis gehört. Aber es wurden Judenwitze erzählt. Ich kann mich noch daran erinnern. Man hörte Witze über die so genannte „RJF-Seife“, hergestellt aus „Reinem Judenfett“.⁹⁶ Solcherart waren die Witze. Dann hörte man Bemerkungen, dass diese Seife besonders stinke. Auch hörte man, dass man nun mit den Juden abrechne, und zwar durch den Schornstein. Woher wusste dieser Junge das nur? Es gab auch abfällige Bemerkungen über Juden generell.

Suche in Łódź

Ich wusste das alles über die Vernichtungslager lange Zeit nicht. Vielleicht wollte ich nichts wissen. Zur Jahreswende 1943/44 bin ich mit ordentlicher Urlaubsgenehmigung nach Łódź gefahren. Offiziell wollte ich „Angelegenheiten regeln“, aber in Wirklichkeit wollte ich einfach nur ins Ghetto, um zu schauen, ob ich meine Eltern finden könnte. Ich bin 12 Tage mit der Straßenbahn durch das Ghetto gefah-

ren. Gesehen habe ich sie nicht. Aber meine Eltern waren damals noch da. Meine Mutter wurde erst bei der Liquidierung des Ghettos umgebracht.⁹⁷ In einem abgedichteten Lastwagen. Mein Vater ist vorher noch an einem normalen Tod gestorben, relativ normal. Am Hunger. Aber als ich das Ghetto durchfuhr, lebten beide noch. Das weiß ich von meinem zweiten Bruder, der auch überlebt hat.

Łódź war eine andere Welt, ein anderer Planet. Dort wurde mir bewusst, dass mein Volk vernichtet wird. Mein Besuch in Łódź – als ich das erste Mal vor dem Stacheldraht stand –, das war das erste Mal, dass meine zwei Identitäten, die deutsche und die jüdische, aufeinander prallten. Furchtbar. Ich rannte den Zaun entlang, schaute nach innen und was ich dort sah, war furchtbar.

____ Vier Männer zogen und stießen einen rumpelnden Karren, der mit Leichen beladen war, die man mit einem Stofffetzen, wohl einem ehemals weißen Laken, bedeckt hatte. Unter dem Leinentuch schauten die nackten ausgemergelten Glieder der Toten hervor. Die Körper waren in einer grotesken Vermengung durcheinander geworfen. Der Karren fuhr in ein Schlagloch der schadhafte Straße. Arme und Beine baumelten, hoben sich, fielen zurück, hoben sich von neuem, fielen dann endgültig in ihre Ausgangslage zurück und wurden weiter über das Pflaster geschleppt.⁹⁸


Dieses furchtbare Schauspiel zerriss mir das Herz. Ich suchte meine Mutter, suchte meinen Vater. Ich wollte, dass meine Mutter mich sah, bevor sie starb, damit sie glücklicher ster-

PH
Aktennotiz

Der Jg. Perjell kam am 29. 5. 1944 um 21.40 Uhr vom Ausgang zurück und stieg, da der Zapfenstreich um 40 Minuten überschritten war, über den Zaun.

Da die Führung des Perjell in letzter Zeit zu wünschen übrig läßt und P. bereits über 18 Jahre war, wurde er aus der Jugendwohnheimanlage am 30. 5. 1944 in das Barackenlager überwiesen.

Braunschweig, den 2. 6. 1944
We.



Aktennotiz über Josef Perjell wegen unangemessenen Verhaltens, 2.6.1944

ben konnte. Dass sie sah, ich lebte. Nach einem solchen Erlebnis kam ich zurück nach Braunschweig und wurde gefragt: „Na, wie war dein Urlaub?“ Ich musste schöne Geschichten erzählen, konnte ja nicht sagen: „Ich war im Ghetto und habe meine Eltern gesucht.“ Ich frage mich manchmal, wie ich diese Rolle, die so gegensätzlich zu meiner anderen Identität gewesen war, überhaupt so perfekt habe spielen können. Es war ein tödlicher Gegensatz. Doch der Drang zum Leben ist, wie man sagt, in jedem Menschen zutiefst verwurzelt. Meine Mutter hatte mir zum Abschied gesagt: „Du sollst leben!“ Und das tat ich.

Bomben auf Braunschweig

Ich hatte einen Volksdeutschenausweis und wurde eines

Tages wegen meiner fehlenden deutschen Abstammungs-urkunde aus Grodno auf das dafür zuständige Amt in Braunschweig gebeten. Wieder einmal hatte ich Angst, dass meine falsche Identität auffliegen könnte. Doch das Amt, das auf die Bestätigung meiner Papiere aus Grodno wartete, wurde während eines Bombenangriffs zerstört. Da war ich dankbar.

Über die Bombardements konnte ich mich trotzdem im Allgemeinen nie wirklich freuen. Bei einem der schlimmsten Angriffe auf Braunschweig ist mein guter Freund Björn Folvik, ein norwegischer Quisling – ein Kollaborateur – umgekommen. Daraufhin schrieb ich spontan im Bunker, ein Gedicht auf ihn. Das habe ich zwar nur für mich geschrieben, aber es dient auch als Beweis, wie tief ich drin war in

der Ideologie. Der Freund war tot, und ich schrieb ein Gedicht über ihn als meinen Kameraden und über die Tapferkeit. Das war bereits gegen Ende des Krieges. Bei mir war es aber noch nicht das Ende des Glaubens an den Sieg und in unserer Schule auch nicht. Auch mich machte die veränderte Lage nicht wankend. Mein Bewusstsein war so umnebelt, dass kein Lichtstrahl der Realität eindrang. Ich fühlte mich weiterhin wie „einer von ihnen“.

_____ Der Krieg war faktisch entschieden. Währenddessen pflegten wir in der Schule unsere Großmachtträume. Ich war tief in diese mir aufgezwungene Welt verstrickt, und die Dinge hatten meinen Verstand endgültig betäubt. Unerbittlich hieß ich die abenteuerlichen und gefährlichen Maßnahmen der letzten deutschen Anstrengungen gut. Als das Reich schon in Todeszuckungen lag, nahm ich, wie gewöhnlich, an den verzweifelten Rettungsversuchen teil. Wir schlossen uns dem Volkssturm an, der „spontanen“ Truppe aus Kindern, Hitlerjungen, Frauen, Greisen... aus all jenen, die noch eine Waffe halten konnten, um die Grenzen des Vaterlandes gegen den anrückenden Feind zu verteidigen.⁹⁹

Befreiung

Ich wusste gegen Ende des Krieges nicht mehr, was ich wollte und wer ich war. Ich habe den Dienst im Volkssturm ernst genommen, aber nie gegen die Befreier kämpfen wollen. Es war alles ein Paradox. Sogar, als die Amerikaner unsere Gruppe am 22. April 1945 gefangen nahmen, sagte ich nicht, dass ich Jude bin. Ich konnte nicht raus aus dieser Haut, die an mir festgewachsen war. Ich trennte mich erleichtert von meinen Abzeichen, aber dass ich Jude war, sagte ich nicht.

_____ Wo sollte ich beginnen? Wie würde meine Zukunft aussehen und wie würde sie sich mit dem Vergangenen verbinden? Würde ich mein zerbrochenes Ich wiederherstellen können? Könnte meine zerstörte Existenzgrundlage wieder heil werden? Wäre es möglich, auf schwankendem Fundament ein neues Leben aufzubauen? Natürlich hatte ich mich meiner geliehenen Identität entledigt, aber noch fand ich meine wahre nicht. Etwas war zu Ende, aber etwas Neues begann nicht.¹⁰⁰

Ich war nun frei, aber in unser Heim, in dem ich alle meine Sachen hatte, zogen die befreiten Zwangsarbeiter ein. Ich war noch in HJ-Uniform. Wo sollte ich hin? Ich hatte Angst vor der Rache der Zwangsarbeiter, also bin ich dorthin gegangen, wo sie herkamen – in die Baracken des Volkswagenwerks in Braunschweig. Viele Zwangsarbeiter haben sich nach der Befreiung rasch auf den Weg nach Hause

gemacht, aber manche lebten auch noch in den Baracken. Einige von ihnen wollten mich angreifen. So kamen einmal besoffene Russen und meinten, ich wäre ein Nazi. Ich habe geschrien: „Ich bin ein Jude, Jewrej!“ Die Rollen hatten sich nach dem Krieg plötzlich geändert. Aber ich bin den Hitlerjungen für lange Zeit nie ganz losgeworden. Der blieb tief in mir stecken.

Ich bin Jude

Ich war Hitlerjunge und Jude. Wusste nicht, wer ich wirklich bin. Kurz nach der Befreiung war ich in Braunschweig auf dem Weg zur Stadtverwaltung, um Lebensmittelmarken zu bekommen. Damals musste man sich solche Karten abholen. Plötzlich kam mir ein ausgezehrter Mann auf der Hauptstraße entgegen, noch im Sträflingsanzug. Er hatte einen „Judenstern“ auf seinem Häftlingsanzug. Ich hatte nicht gedacht, dass es noch Juden gab. Ich zögerte, drehte mich um, bin zu ihm hin und fragte: „Sind Sie wirklich Jude?“ Erst durch diese Begegnung habe ich mich wieder erinnert, dass auch ich Jude bin. Ich sagte es ihm, und er wollte mir erst gar nicht glauben. Ich weinte und fragte ihn, wo er herkomme. Er stammte aus Braunschweig, war später im Ghetto Łódz, dann in Auschwitz. Er hatte sogar meinen Bruder David in Łódz getroffen. Der Mann hieß Manfred Frenkel. Er wurde der spätere Mann von Sara Bass, die als Jüdin mit gefälschten Papieren im Volkswagenwerk als Krankenschwester gearbeitet und überlebt hatte.¹⁰¹ Das war die erste Begegnung mit einem Juden nach dem Krieg. Ich war plötzlich nicht mehr allein.

Wieder Dolmetscher

Dann diente ich der sowjetischen Besatzungsmacht als Dolmetscher. Nun arbeitete ich für sie und gegen Deutsche.

Es war umgekehrt wie 1941. Ich war meistens in der Grenzstadt zwischen den alliierten Zonen, in Oebisfelde. Oebisfelde war schon die spätere DDR und Fallersleben, das spätere Wolfsburg, war noch Westen. Anfangs haben Manfred, Sara und ich zusammen gewohnt. Manfred Frenkel hat sich aber keine Existenz in Deutschland aufbauen können. So gingen sie nach Antwerpen, wo er Karriere machte.

Hauptsache überlebt

Ich fand meinen Bruder Isaak wieder. Er sagte mir, dass auch unser Bruder David überlebt habe. Isaak kam nach Oebisfelde, David war schon in Israel. Unsere Schwester war ermordet worden. Isaak, der das Schlimmste erlebt hat, erst im Ghetto Wilna und später in Dachau, hat immer gesagt: „Hauptsache, man hat überlebt.“ Hauptsache – und das sage ich mir – ich habe nicht auf Kosten anderer überlebt. Es gab auch solche, aber auch das kann man heute nicht beurteilen. Hauptsache, es haben welche überlebt. Wir richten ja nach den Normen von heute, nicht nach den Normen von Auschwitz. Man kann nicht richten, sondern man muss sich fragen, wie hätte ich gehandelt.

Ich habe nie Reue oder Schuldgefühle wegen der Art meines Überlebens gehabt. Denn ich habe versucht zu handeln und habe deshalb überlebt – wie meine Eltern es wollten. Hätte ich anders gehandelt, würde ich heute nicht hier sein. Und das Leben zu retten, ist das höchste Gut. Das Menschenleben ist das Höchste. Alles andere kann noch so heilig sein, das Leben steht darüber. Trotzdem hatte ich während der Zeit in der HJ oft Träume, dass ich nach Hause käme und meine Eltern wollten mich nicht sehen. Aber ich bin sicher, hätte ich damals in Łódz aussteigen können und meine Eltern gefunden, hätten sie mich sehen wollen. Ich war doch ihr Kind.

Natürlich kamen auch seltsame Bemerkungen anderer Überlebender. Einer sagte mal: „Dein Holocaust war Holocaust de Luxe.“ Ich habe geantwortet, dass ich alles getan hätte, um in ein Ghetto oder in ein Arbeitslager zu kommen und nicht jeden Moment unter dem Hakenkreuz zu leben und Angst zu haben, entdeckt zu werden. Ich hatte keinen Holocaust de Luxe. Ein anderer meinte: „Ich an deiner Stelle würde Selbstmord begehen, denn ich hätte niemals ein Hakenkreuz getragen.“ Ich sagte ihm, er sitze mir gegenüber in einem bequemen Sessel und heute könne er das leicht sagen.

Wenn ich an die Kinder denke, die in Klöstern versteckt waren, denen wirft man ihre gesplante Identität auch nicht vor. Diese Kinder mussten drei-, vier Mal am Tag zu Jesus beten. Aber sie hatten wenigstens Jesus, zu dem sie beten konnten und dem sie dankbar sein konnten, dass er sie gerettet hat. Zu wem sollte ich beten? Die Nazis haben mich gerettet. Denen konnte ich nicht sagen: Danke sehr.

Gespaltene Erinnerungen

Ich habe zwei Bekannte aus der Braunschweiger Zeit, mit denen ich in enger Verbindung stehe. Wir haben uns sehr oft getroffen. Aber sie wollten nie so richtig meine Geschichte hören. Über alles waren sie bereit mit mir zu reden, über die Lehrer – der eine war blöd, der andere hatte diesen und jenen Spitznamen usw. Man unterhielt sich beispielsweise über den Fall des einen Bannführers, der ein homosexuelles Verhältnis hatte mit einem Hitlerjungen, der mein Zimmerkamerad war. Der Bannführer ist an die Front versetzt worden, dem Hitlerjungen ist jedoch nichts passiert, der blieb bei uns. Wir redeten über alles, über unsere Freundinnen, die dem BDM angehörten, über unsere Kinobesuche, über den damaligen Alltag. Aber sobald ich versuchte, über

meine persönlichen Erfahrungen und Gefühle zu sprechen, wurde mir gesagt: „Lass das, Jupp! Es war nicht so schlimm.“ Da sagte ich: „Für dich war es nicht schlimm, für mich ja.“ Inzwischen haben sie alle den Film gesehen, der nach meinen Erinnerungen gedreht worden ist, und meinen, da werde übertrieben. Aber erstens ist das kein Dokumentarfilm, und die Regisseurin hat sich erlaubt, Humor und Ironie hineinzubringen – und sie musste außerdem auch sehr schwere Wahrheiten irgendwie darstellen. Das ist Freiheit der Kunst – überspitzen, um etwas begreiflich zu machen. So hat unser Heimführer zwar nie diesen banalen Spruch über Messer und Gabel – „Messer hält man in der rechten Hand, Gabel in der linken“ – gesagt, aber viel schlimmere Sachen. Er hat z.B. Passagen aus „Mein Kampf“ vorgelesen. Er stand vor jeder Mahlzeit auf dem Balkon über dem Saal. Im Saal gab es Lautsprecher, und wir mussten alle stramm stehen und gewissen Passagen aus Propagandaschriften zuhören. Am Schlimmsten waren die Momente, in denen Lieder wie „Wenn's Judenblut vom Messer spritzt...“ gesungen wurden. Dann erst gab es Essen.

Diesen Heimführer habe ich nach dem Krieg wiedergesehen. Er war in den Heimen für die HJ-Erziehung und die Vorträge, den Drill zuständig. Im Film hat ihm die Regisseurin eher banale Dinge in den Mund gelegt, die er so nicht gesagt hatte. Das war die schreckliche Ironie. Denn sie zeigte, worauf die Erziehung Wert legte, während man draußen Millionen Menschen tötete. Das verstehen die ehemaligen Kameraden aber nicht. Die sagen nur, so habe er nicht geredet. Was er in Wirklichkeit sagte, war aber sogar schlimmer! Auch der Lehrer, der im Film hysterisch wird, als er über Juden redet – in Wirklichkeit hat er die Nerven nicht verloren, aber der Film zeigt ein Symptom. Sie waren fanatisch. Das muss man ja irgendwie zeigen.

Die ehemaligen Mitschüler brauchen keine Schuld- und Schamgefühle zu haben. Ich beschuldige sie nicht, denn solange sie mit mir an der Schule waren, waren sie „harmlose Studenten“. Nachdem sie einberufen worden sind, stellen sich andere Fragen. Dann ist jeder für seine Taten verantwortlich und muss wissen, was er getan hat. Solange sie mit mir zusammen waren, haben sie nichts getan.

Heute sind diese Menschen Demokraten – aber sie sagen trotzdem, die Jahre im Heim wären die schönste Zeit in ihrer Jugend gewesen. Das Nazisystem hat der Jugend alles gegeben – natürlich aus bestimmten Gründen: Um nachher begeistertes Kanonenfutter zu haben. Im Volkswagenwerk hatten wir alles. Wir bekamen alles, es wurde für uns gebügelt, und wir hatten genug zu essen, wir bekamen Taschengeld, hatten Ausflüge und Musikveranstaltungen. Alles, was Jugend sich wünscht, hatten wir, und alles kostenlos.

Kein Hass

Hass ist mir fremd. Aber ich bin strikt gegen Menschen, die solche Ideologien weitergeben und die Jugend in solcher und ähnlicher Weise erziehen. Jugend ist Rohmaterial, und die Erwachsenen wissen genau, was sie diesen Jugendlichen mit einer solchen Erziehung antun. Mit der Jugend kann man machen, was man will. Jedes totalitäre System versucht, die Jugend für sich zu gewinnen. Man hat uns zu Hass erzogen in den Heimen. Und Erziehung zum Hass ist Erziehung zum Mord.

Die Abtrennung von Jupp

Jupp war in mir und blieb in mir drin. Manchmal erschien er in mir als junger Nationalsozialist. Zum Beispiel, wenn ich Dokumentarfilme aus der NS-Zeit gesehen habe. Wenn dann die ersten Hakenkreuze aufschienen, marschierte

Jupp wieder mit. Ich wollte den Jupp natürlich loswerden, aber er hat mir das Leben gerettet und deshalb liebte ich ihn.

Im Oktober 2003 hat mich ein Gymnasium hier aus Raanana angerufen, ob ich bereit sei, eine Gruppe nach Polen zu begleiten. Da sagte ich dem Lehrer, der mich anrief: „Nein, es tut mir Leid. Ich bin nicht der passende Mensch dafür. Ihr müsst jemanden finden, der in Ghettos und Lagern war. Ich habe ‚Heil Hitler‘ geschrien zu dieser Zeit, ihr müsst jemand anderen finden.“ Der Lehrer bestand darauf: „Shlomo, komm mit uns!“ Natürlich konnte ich am Telefon nicht sagen: „Glaube mir, Shlomo möchte endlich Auschwitz besuchen, aber Jupp will nicht nach Auschwitz.“ Jedenfalls hat er mich eingeladen zu einem Treffen, damit wir uns gemeinsam mit den 200 Schülern aus den 12. Klassen den Film anschauen. Der Lehrer meinte: „Dann werden wir noch diskutieren und dann suchen wir uns eben jemand anderen, der mit uns nach Polen fahren wird.“ 200 Schüler haben mich anschließend gebeten, mit ihnen zu fahren. Sie wollten, dass ich mitkomme, sie wollten gerade mich. Wie konnte ich da Nein sagen?

Ich wusste nicht, was mich erwartete. Ich kam nach Polen, nach Warschau, und es war sehr kalt. Wir kamen an den Umschlagplatz, dann in einen Wald, wo es ein Massengrab von 800 Kindern gibt, polnischen und jüdischen. Die SS hat diese Kinder zum Teil lebendig in das Massengrab geworfen und mit Handgranaten getötet. An einem solchen Ort habe ich noch nie gestanden. Ich habe angefangen zu weinen. Ich war erschüttert. Schüler kamen zu mir, haben mich umarmt und gebeten, aufzuhören zu weinen. Einer meinte: „Schau, wir weinen auch nicht.“ Ich antwortete: „Ich bin sicher, ihr werdet auch noch weinen.“ Ich war das erste Mal an diesen Orten. Ich war noch nie in einem ehemaligen KZ.

Dann kamen wir nach Auschwitz. Als wir in die jüdische Baracke mit den ganzen Kinderschuhen kamen, da haben alle geweint. Wir haben Kerzen angezündet und jeder sollte die Namen der Ermordeten aus seiner Familie nennen. Alle hatten sich vorbereitet, auch ich hatte ein bisschen was aufgeschrieben, über meine Eltern und meine Schwester. Ich stand da, brachte kein Wort heraus und habe nur noch geweint. Viele der Schüler haben mich umarmt, und dann bat ich eine Schülerin meine Aufzeichnungen vorzulesen. Als sie fertig war, sprach ich einen inneren Schwur: „Jupp, du bleibst hier in Auschwitz. Du kommst nicht mehr mit mir zurück nach Israel. Hier bleibst du. Tot.“ Ich kam zurück nach Israel als ein anderer Shlomo Perel. Ich würde sagen, Jupp ist noch in mir, aber das Ideologische ist heraus. Dazu brauchte ich die Konfrontation mit Auschwitz. Irgendwann in einem der nächsten Sommer möchte ich nach Łódź fahren und auf dem jüdischen Friedhof das Grab meines Vaters besuchen. Ihm sagen: „Nach mehr als 60 Jahren, Papa, kann ich deinen letzten Wunsch erfüllen.“ Er sagte: „Vergiss nie, wer du bist.“ Ich lebe jetzt freier. Ich war in Łódź, als wir den Film drehten, aber damals war ich noch nicht bereit für eine Konfrontation. Was ich in Auschwitz erlebte, ist etwas anderes: Ich bin endlich diesen kleinen Nazi losgeworden. Es war eine Katharsis. Es macht mich glücklich, dass ich nun wieder eine Einheit bin, nicht mehr im Widerstreit mit mir selbst lebe. Jupp und Sally haben sich in Auschwitz versöhnt.



Sally Perel während einer Lesung in der Gewerbeschule Wismar, November 2003

Anmerkungen

- 1__ Siehe hierzu etwa Raul Hilberg: Die Vernichtung der europäischen Juden, Frankfurt am Main 1990; ders.: Täter, Opfer. Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933 - 1945, Frankfurt am Main 1997; Saul Friedländer: Das Dritte Reich und die Juden: Die Jahre der Verfolgung 1933 - 1939, München 2000; Ulrich Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer“-Einsatzes in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Bonn 1999 (Erstaufgabe 1985).
- 2__ Hans Mommsen/Manfred Grieger: Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich, Düsseldorf 1996, S. 498ff.; siehe auch Manfred Grieger: Zwangsarbeit im Volkswagenwerk. Historische Entwicklung, persönliche Verarbeitung und betriebliche Erinnerungsformen, in: Gabriella Hauch/Peter Gutschner/Birgit Kirchmayr (Hg.): Industrie und Zwangsarbeit im Nationalsozialismus. Mercedes-Benz, VW, Reichswerke Hermann Göring in Linz und Salzgitter, Innsbruck 2003, S. 49-65; Klaus-Jörg Siegfried: Das Leben der Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk 1939-1945, Frankfurt am Main; New York 1988.
- 3__ Klaus Kocks/Hans-Jürgen Uhl: Aus der Geschichte lernen. Anmerkungen zur Auseinandersetzung von Belegschaft, Arbeitnehmervertretern, Management und Unternehmensleitung bei Volkswagen mit der Zwangsarbeit im Dritten Reich, Wolfsburg 1999.
- 4__ Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 496ff..
- 5__ Vgl. etwa Hermann Kaienburg: Die Wirtschaft der SS, Berlin 2003; Jan-Erik Schulte: Zwangsarbeit und Vernichtung. Das Wirtschaftsimperium der SS: Oswald Pohl und das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt 1933 - 1945, Paderborn 2001; Michael Thad Allen: The business of Genocide. The SS, slave labor, and the Concentration Camps, Chapel Hill, NC 2002.
- 6__ Aus der Fülle der Veröffentlichungen siehe etwa Dieter Pohl: Holocaust. Die Ursachen, das Geschehen, die Folgen, Freiburg 2000; ders.: Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien, 1941 - 1944. Organisation und Durchführung eines staatlichen Massenverbrechens, München 1997; Christian Gerlach: Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 bis 1944, Hamburg 2000; Leni Yahil: Die Shoah. Überlebenskampf und Vernichtung der europäischen Juden, München 1998.
- 7__ Zitiert nach Peter Longerich: Die Wannsee-Konferenz vom 20. Januar 1942, Berlin 1998.
- 8__ Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 432ff.; siehe zu den Beiträgen des NS-Regimes gegenüber der deutschen Bevölkerung zuletzt auch Götz Aly: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt am Main 2005.
- 9__ Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 411.
- 10__ Ebd., S. 766ff..
- 11__ Götz Aly/Christian Gerlach: Das letzte Kapitel. Realpolitik, Ideologie und der Mord an den ungarischen Juden 1944/45, Frankfurt am Main 2004; Randolph L. Braham/Scott Miller: The Nazis' Last Victims. The Holocaust in Hungary, Detroit 1998; David Cesarani: Genocide and Rescue. The Holocaust in Hungary 1944, Oxford; New York 1997; zum Wandel des KZ-Systems in der letzten Kriegsphase siehe auch Schulte, Zwangsarbeit.
- 12__ Zu der Geschichte der ungarischen Juden unter deutscher Okkupation sowie

die Gruppe dieser 300, vgl. auch die Erinnerungen von Moshe Shen, S. 24ff. sowie die folgenden Ausführungen.

- 13__ Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 803ff.
- 14__ Ebd., S. 869; siehe auch Klaus Riexinger/Detlef Ernst: Vernichtung durch Arbeit – Rüstung im Bergwerk. Die Geschichte des Konzentrationslagers Kochendorf, Außenkommando des KZ Natzweiler-Struthof, Tübingen 2003.
- 15__ Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 867ff.; siehe auch Wolfgang Gückelhorn: Lager Rebstock. Geheimer Rüstungsbetrieb in Eisenbahntunnels der Eifel für V2 Bodenanlagen, Aachen 2002.
- 16__ Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 707f.
- 17__ Jens-Christian Wagner: Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora, Göttingen 2001, S. 244ff.
- 18__ Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 896ff.; zu Gardelegen siehe etwa Joachim Neander: Gardelegen 1945. Das Ende der Häftlingstransporte aus dem Konzentrationslager „Mittelbau“, Magdeburg 1998.
- 19__ Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 870ff.; Detlef Creydt (Hg.) Zwangsarbeit für Industrie und Rüstung im Hils 1943 – 1945, Bd. 4, Holzminden 2001, S. 127ff.; Mijndert Bertram: April 1945. Der Luftangriff auf Celle und das Schicksal der KZ-Häftlinge aus Drütte, Celle 1989.
- 20__ Daniel Krochmalnik: Amalek. Gedenken und Vernichtung in der jüdischen Tradition, in: Hanno Loewy/Bernhard Moltmann (Hg.): Erlebnis - Gedächtnis - Sinn: Authentische und konstruierte Erinnerung, Frankfurt am Main 1996, S.121-136; Yaacov Lozowick: Jüdische Erinnerung und die Schoah, in: Helmut

Schreier/Matthias Heyl (Hg.): Die Gegenwart der Schoah: Zur Aktualität des Mordes an den europäischen Juden, Hamburg 1994, S.93-110; Yosef Hayim Yerushalmi: Zachor: Erinnere Dich! – Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis, Berlin 1988; vgl. Harald Welzer: Gedächtnis und Erinnerung, in: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 3: Themen und Tendenzen, Stuttgart 2004, S. 155-174.

- 21__ Siehe www.yadvashem.org.
- 22__ Yehuda Bauer: Die dunkle Seite der Geschichte, Frankfurt am Main 2001, (englischsprachige Erstausgabe unter dem Titel Rethinking the Holocaust, New Haven, CT 2001). Hier zit. nach der engl. Ausg., S. 14ff. und S.267.
- 23__ Der Niederländer Henk 't Hoen berichtete ebenfalls vom Desinteresse der niederländischen Gesellschaft an den Erlebnissen ehemaliger Zwangsarbeiter in der deutschen Rüstungswirtschaft und den stillen Vorbehalten. Daraufhin habe er das Kriegsgeschehen hinter sich lassen wollen und Studium sowie berufliche und familiäre Etablierung in den Mittelpunkt gestellt, siehe hierzu etwa Henk 'tHoen: Zwei Jahre Volkswagenwerk. Als niederländischer Student im ‚Arbeitseinsatz‘ im Volkswagenwerk von Mai 1943 bis zum Mai 1945, Wolfsburg 2002.
- 24__ Ulrich Baer (Hg.): „Niemand zeugt für den Zeugen“. Erinnerung und historische Verantwortung nach der Shoah, Frankfurt am Main 2000.
- 25__ Lutz Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt am Main 1985; siehe auch ders.: Ego-Histoire? Und andere Erinnerungs-Versuche, Wien; Weimar 2002.

- 26__ Henry Greenspan: On Listening to Holocaust Survivors: Recounting Life and History, Westport, Connecticut 1998, S. 169; vgl. auch Harald Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München 2002.
- 27__ Zalman Grinberg, Yad Vashem Archiv, 0.33/1122.
- 28__ Siehe etwa Primo Levi: Ist das ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht, München 2002; Jean Amery: Jenseits von Schuld und Sühne, Stuttgart 2002; Aharon Appelfeld: Geschichte eines Lebens, Berlin 2005; Ruth Klüger: Weiter leben. Eine Jugend, München 1994.
- 29__ Wolfgang Sofsky: Die Ordnung des Terrors: das Konzentrationslager, Frankfurt am Main 1999.
- 30__ Vgl. etwa Friedrich Christof: Befriedung im Donauraum. Der Zweite Wiener Schiedsspruch und die deutsch-ungarischen diplomatischen Beziehungen 1939 - 1942, Frankfurt am Main 1998; Manfred Grieger: Rumäniens nationaler Aufbruch zu politischer Repression und gesellschaftlicher Armut 1859 - 1990, in: Bernd Bonwetsch/Manfred Grieger (Hg.): Was früher hinterm Eisernen Vorhang lag. Kleine Osteuropakunde vom Baltikum bis Bessarabien, Dortmund 1991, S. 196-216.
- 31__ Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 762ff..
- 32__ Sally Perel: Ich war der Hitlerjunge Salomon, Berlin 1992.
- 33__ Izchak Shamir vom 29.5.1989 und Josef Ganz vom 1.1.1990, zit. nach Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 865.
- 34__ Manfred Grieger/Ulrike Gutzmann/Drik Schlinkert (Hg.): STO à KdF – 1943-1945. Die Erinnerungen des Jean Baudet, Wolfsburg 2000; 't Hoen, Volkswagenwerk; Manfred Grieger/Ulrike Gutzmann/Drik Schlinkert (Hg.): Abfahrt ins Ungewisse. Drei Polen berichten über ihre Zeit als Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk von Herbst 1942 bis Sommer 1945, Wolfsburg 2004.
- 35__ Ulrich Baer: Einleitung, in: Baer, Niemand zeugt für die Zeugen, S. 7-31, hier 5.
- 36__ Der Text basiert auf dem am 5. Mai 2004 im israelischen Hod HaSharon geführten Interview mit Moshe Shen.
- 37__ Zum von Herzl begründeten säkularen Zionismus, die nach 1900 die Errichtung eines jüdischen Staates zum Ziel ausgab, siehe etwa Theodor Herzl: Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage. Text und Materialien 1896 bis heute, Berlin 2004; Michael Brenner: Geschichte des Zionismus, München 2002.
- 38__ Aliyah ist Hebräisch und bedeutet: Aufstieg. Damit wird die Einwanderung nach Israel bezeichnet.
- 39__ Eretz Israel: Hebräisch für Land Israel; oft als Begriff für das vorstaatliche Israel verwendet.
- 40__ Der Keren Kajemeth Leisrael (KKL) ist der 1907 gegründete Jüdische Nationalfonds. Über Spenden an den KKL wurde Boden in Palästina erworben, auf dem sich zionistische Pioniere ansiedeln konnten. Seit der Staatsgründung Israels im Jahre 1948 ist der KKL vor allem für die Wiederaufforstung des Landes zuständig; siehe etwa Adolf Böhm: Der jüdische Nationalfonds = Keren kajemeth le'israel, Wien 1922.
- 41__ Mizrachi ist die Abk. für „Merkaz Ruchani“ (geistiges Zentrum). Die religiös-zionistische Partei wurde 1920 in Wilna (Vilnius) gegründet und hatte seit 1922 ihren Hauptsitz in Jerusalem; siehe etwa Tewa S. M. Zambrowsky: Then and now: 70 Years Mizrachi, Jerusalem 1971.
- 42__ Zum Verhältnis des Antisemitismus in Ungarn und Rumänien siehe beispielsweise Aly/Gerlach, Kapitel; Brigitte Mihok (Hg.): Ungarn und der Holocaust. Kollaboration, Rettung und Trauma, Berlin 2005; Randolph L. Braham (Hg.): The Treatment of the Holocaust in Hungary and Romania During the Post-Communist Era, New York 2004; Radu Ioanid: The Holocaust in Romania. The Destruction of Jews and Gypsies Under the Antonescu Regime, 1940-1944, Chicago, Ill. 2000; Mariana Hausleitner (Hg.): Rumänien und der Holocaust. Zu den Massenverbrechen in Transnistrien 1941 - 1944, Berlin 2001.
- 43__ Zur Geschichte von Auschwitz siehe etwa Hans Mommsen: Auschwitz, 17. Juli 1942. Der Weg zur europäischen „Endlösung der Judenfrage“, München 2002; Sybille Steinbacher: Auschwitz. Geschichte und Nachgeschichte, München 2004.
- 44__ Betriebsingenieur und SS-Hauptscharführer Arthur Schiele wählte im Auftrag des Volkswagenwerks die Gruppe von 300 männlichen ungarischen Juden für den betrieblichen Arbeitseinsatz aus, siehe etwa Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 863f..
- 45__ Moshe Shen, der mit der Gruppe der 300 ungarischen Juden in der ersten Juniwoche eintraf, meint offenbar die seit April 1944 auf dem Laagberg untergebrachten KZ-Häftlinge des Konzentrationslagers Neuengamme, unter denen sich allerdings keine Juden befanden. Die ungarischen Jüdinnen trafen Ende Juli 1944 im Volkswagenwerk ein, siehe hierzu etwa ebd., S. 766ff. und den Erinnerungsbericht von Julie Nicholson, S. 45ff..
- 46__ Moshe Shen erinnert das ebenerdig gelegene Sockelgeschoss als Keller.
- 47__ Moshe Shen bezieht sich wohl auf den schweren amerikanischen Luftangriff vom 29. Juni 1944, siehe Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 634ff..
- 48__ Die Gruppe der 300 ungarischen Juden wurde wenige Tage nach dem Bombenangriff vom 29. Juni 1944 verlegt und kam am 6. Juli in Thil an, ebd., S. 866.
- 49__ Zu den Dezentralisierungstendenzen im Volkswagen-Konzern siehe ebd., S. 803ff..
- 50__ Zum System der Häftlings selbstverwaltung gehörten die Funktionshäftlinge, „Kapos“, von denen viele ihre Machtposition, etwa durch Prügel, zum eigenen Vorteil nutzten, so dass sie den Überlebenden quasi als „Direktäter“ in Erinnerung blieben, siehe hierzu etwa KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): Abgeleitete Macht – Funktionshäftlinge zwischen Widerstand und Kollaboration, Bremen 1998; Revital Ludewig-Kedmi: Opfer und Täter zugleich? Moraldilemmata jüdischer Funktionshäftlinge in der Shoah, Gießen 2001.
- 51__ Die 300er-Gruppe wurde Anfang September 1944 nach Dernau verlegt. Die Räumung verlief wegen des raschen Vorrückens der Alliierten völlig überstürzt und die in Güterwaggons gepferchten Häftlinge mussten während der eintägigen Zugfahrt auch einen Luftangriff überstehen, Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 869.
- 52__ Vgl. zur Geschichte des Lagers „Rebstock“ etwa ebd., S. 867ff.; Uli Jungbluth: Wunderwaffen im KZ „Rebstock“, Briedel 2000.
- 53__ Die Verlagerungsbetriebe in Tiercelet und Dernau gehörten zum VW-Tochterunternehmen „Minette GmbH“, siehe Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 814ff..
- 54__ Rosh HaShana ist das jüdische Neujahrsfest im September/Oktober (1. und 2. Tischnri des jüdischen Kalenders) und Yom Kippur „Tag der Sühne“, der als höchster jüdischer Feiertag als strenger Fastentag begangen wird. Die Menschen sind an Yom Kippur auch zu Buße und Vergebung aufgefordert.
- 55__ Die Häftlinge wurden am 27. September 1944 ins Konzentrationslager Mittelbau im thüringischen Nordhausen verlegt, wo die Häftlinge eine große Unter- tagefabrik mit Arbeitskräften versorgten, siehe zu Mittelbau-Dora ausführlich Wagner, Produktion.

- 56__ Die Rüstungsfabrikation gehörte zur staatseigenen Mittelwerk GmbH, die den Betrieb nach Weisung der SS organisierte, siehe etwa Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 702ff.; Wagner, Produktion, S. 181ff.
- 57__ Nach dem 22. Februar 1945 kam es immer wieder zu Bombardements, die schwersten am 3./4. April 1945, siehe ebd., S. 279f.
- 58__ Das Lager Bergen-Belsen wurde am 15. April 1945 den Engländern übergeben und viele Tausend lebensbedrohlich abgemagerte Häftlinge befreit, siehe etwa Alexandra-Eileen Wenck: Zwischen Menschenhandel und „Endlösung“. Das Konzentrationslager Bergen-Belsen, Paderborn 2000; siehe auch www.bergenbelsen.de.
- 59__ Fest zur Erinnerung an den Auszug der Juden aus Ägypten im März/April.
- 60__ Das „American Jewish Joint Distribution Committee“, das Amerikanisch-Jüdische Komitee zur Verteilung von Hilfsgütern, (JOINT) wurde 1914 in den USA von deutschstämmigen Juden gegründet und unterstützte in den 1930er Jahren jüdische Immigranten aus Deutschland und Europa. Nach der Befreiung und dem Ende des Holocaust leistete JOINT umfangreiche Hilfe für die jüdischen Überlebenden und brachte u.a. 50 000 Tonnen Nahrungsmittel, 4 000 Tonnen Bekleidung, 475 000 Schulbücher und 500 000 Gebetsbücher zu den jüdischen DP's, siehe Yehuda Bauer: American Jewry and the Holocaust. The American Jewish Joint Distribution Committee, 1939 - 1945, Detroit 1982.
- 61__ Der gesamte Text basiert auf einem am 6. und 7. Januar 2005 in Paddington bei Sydney in Australien mit Julie Nicholson geführten Interview.
- 62__ Ihre Freundin Julia Kertesz, verheiratete Szücs, hat über ihre Erfahrungen einen Text veröffentlicht, siehe Julia Kertesz: Von Auschwitz ins Volkswagenwerk. Erinnerungen an KZ Haft und Zwangsarbeit, in: Dachauer Hefte, Nr. 8, München 1992, S. 69-87. Die dortigen Informationen, Datierungen und Bewertungen sind nicht immer deckungsgleich mit den Erinnerungen von Julie Nicholson, so gibt Julia Szücs an, dass Julie Nicholson am 19. April und sie selbst am 20. April 1944 verhaftet worden seien. Angesichts des individuellen Erlebens und spezifischer Verarbeitungsformen sind abweichende Erinnerungen nichts Ungewöhnliches. Überhaupt erinnert Julie Nicholson Daten und Zeiträume ungenau. Doch dürfte Julia Kertesz ihrerseits später Gelesenes und später Erfahrenes mit selbst Erlebtem in ihre Erinnerungen integriert haben. Insgesamt fehlt den Wahrnehmungen und Berichten von Julie Nicholson die dramatische Ausschmückung und Detailliertheit, wie sich beispielsweise auch in den jeweiligen Sequenzen zur Registrierungsarbeit in Auschwitz und den Ereignissen in Bergen-Belsen zeigt.
- 63__ Der erste Deportationszug ging von Kistarcsa am 29. April 1944 ab und fuhr über Budapest nach Auschwitz. In den Waggons befanden sich 1 800 Juden, deren Mehrzahl nach der Selektion auf der Rampe von Auschwitz-Birkenau sofort vergast wurde, nur ein Drittel sollten einstweilen Zwangsarbeit verrichten, siehe Aly/Gerlach, Kapitel, S. 254.
- 64__ Julie Nicholson wurde Ende Oktober 1944 nach Bergen-Belsen deportiert. Seit Herbst 1944 setzten wegen des Näherrückens der Roten Armee Räumungstransporte aus den östlich gelegenen Konzentrationslagern ein, mit denen die Häftlinge in andere Lager auf deutschem oder österreichischem Gebiet verlegt wurden, siehe etwa Wagner, Produktion, S. 267ff.
- 65__ Nach dem Einmarsch der Deutschen in Ungarn und der Organisation der „Endlösung“ durch Adolf Eichmann und seine Männer gab es verschiedene Versuche, die Deportationen zu stoppen und ungarische Juden zu retten. So versprach Rudolf Rezsö Kasztner, Kopf der Arbeiter-Zionisten (Vaadah), Adolf Eichmann, ihm im Austausch gegen in die Schweiz zu bringende Juden fünf Millionen Dollar zu zahlen. Nach einer Anzahlung von einigen Tausend Dollar wurde tatsächlich ein Transport von 1 684 Juden, Kinder, Frauen und Männer, zusammengestellt, der im Herbst 1944 in Bergen-Belsen eintraf. Bis Ende November 1944 fuhren mehrere Züge in die Schweiz und brachten fast 1 500 Personen die Freiheit. 288 Juden, unter ihnen die Familie Weiss, gelangten nicht in die Schweiz, siehe hierzu Hilberg, Vernichtung, S. 906ff.; Yehuda Bauer: Freikauf von Juden? Verhandlungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und jüdischen Repräsentanten von 1933 bis 1945, Frankfurt am Main 1996.
- 66__ Julie Nicholson meint wohl die im Werk hergestellten Panzerfäuste; andere Häftlinge mussten Tellerminen lackieren und montieren, siehe Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 896ff.
- 67__ Im Januar 1945 wurden auch noch aus Jugoslawien gefangen genommene Partisaninnen zur Zwangsarbeit ins Werk gebracht, ebd., S. 898.
- 68__ Siehe den Text von Sara Frenkel, S. 65ff.
- 69__ Die Zugfahrt in das Außenlager Salzwedel des Konzentrationslagers Neuen-gamme begann am 7. April 1945, Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 901f..
- 70__ Die Befreiung erfolgte am 14. April 1945, siehe Ulrich Kalmbach/Jürgen Maria Pietsch: Zwischen Vergessen und Erinnerung. Stätten des Gedenkens im Altmarkkreis Salzwedel, Spröda 2001; Ulrich Kalmbach: Laßt es ruhn? Salzwedel im Nationalsozialismus, Spröda 1999.
- 71__ Friedländer, Juden, S. 289f.
- 72__ Der Text beruht auf am 28. April 2004 und 3. August 2004 in Jerusalem geführten Interviews mit Sara Frenkel sowie einem schriftlichen Lebenslauf der Interviewten (Stadtarchiv Wolfsburg; auch im Unternehmensarchiv der Volkswagen AG, Z 300, Nr. 77).
- 73__ Das Ghetto in Lublin war am 24. März 1941 eingerichtet worden, siehe hierzu etwa Hilberg, Vernichtung, S. 238f.
- 74__ Das ursprünglich als „Kriegsgefangenenlager der Waffen-SS Lublin“, seit Februar 1943 als „Waffen-SS-Konzentrationslager Lublin“ bezeichnete Lager war am 21. Juli 1941 von Heinrich Himmler während eines Besuchs in Lublin initiiert und durch den Höheren SS- und Polizeiführer des Distrikts Lublin, Odilo Globocnik, errichtet worden. Im Lager aus insgesamt 22 Baracken, zwei davon für Verwaltungs- und Versorgungszwecke, konnten die unterschiedlichen Gefangenengruppen getrennt untergebracht werden. Später kamen noch sieben Gaskammern, zwei Galgen und ein Krematorium hinzu. Etwa 500 000 Menschen, überwiegend Juden, wurden nach Majdanek deportiert, von denen mindestens die Hälfte an Hunger verstarb oder durch Folter und in den Gaskammern ermordet wurden, siehe hierzu etwa Bogdan Musial (Hg.): „Aktion Reinhardt“. Der Völkermord an den Juden im Generalgouvernement 1941 - 1944, Osnabrück 2004; Dieter Ambach/Thomas Köhler: Lublin-Majdanek. Das Konzentrations- und Vernichtungslager im Spiegel von Zeugenaussagen, Düsseldorf 2003; Anna Wisniewska: Majdanek. The Concentration Camp of Lublin, Lublin 1997.
- 75__ Sara Frenkel dürfte im Frühjahr 1942 in Majdanek gewesen sein.
- 76__ Zwischen März und Oktober 1942 erfolgte die „Umsiedlung“ der Juden aus Lublin, etwa nach Majdan Tatarski. Die dortigen Juden wurden im November 1942 nach Majdanek deportiert und dort getötet, siehe Musikal, Aktion Reinhardt.
- 77__ Zu den Verhältnissen im bis 1944 zum Volkswagenwerk gehörenden Stadt-

- krankenhause, der Behandlung der dort eingelieferten Zwangsarbeiter sowie zur Person des Dr. Körbel und seiner Verurteilung als Kriegsverbrecher siehe etwa Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 757ff.; Siegfried, Leben, S. 224ff.
- 78__ Zum betriebseigenen Lager 18 siehe Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 718ff.
- 79__ Er kam wohl aus dem Laagberg Lager, dem Außenkommando des Konzentrationslagers Neuengamme, siehe ebd., S. 766ff.
- 80__ Siehe zum Lager 21 etwa Gerd Wysocki: Arbeit für den Krieg, Braunschweig 1992, S. 334ff.
- 81__ Zu der Situation im „Kinderheim“ Rügen und die schließlich bis zum 100 Prozent betragende Sterblichkeitsrate, vgl. Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 765; Siegfried, Leben, S. 235ff.
- 82__ Zuvor war der Amerikaner wegen angeblicher „Fluchtgefahr“ mit drei Schüssen erheblich verletzt worden, siehe Manfred Grieger: Industrialisierung und Stadtwerdung im Nationalsozialismus, in: Frank Ehrhardt (Hg.): Topographie der Erinnerung, Braunschweig 2004, S. 159-167, hier S. 166.
- 83__ Die UNRRA, United Nations Rehabilitation and Relief Agency, war eine am 9. November 1943 in den USA gegründete Behörde der UN, die sich um Flüchtlinge und Staatsangehörige der Alliierten in den befreiten Ländern Europas und des fernen Ostens kümmerte. Hauptanliegen der UNRRA waren Hilfeleistungen und die Rückführung der Millionen so genannter Displaced Persons (DPs) in ihre Heimatländer. Die UNRRA war der jeweiligen Besatzungsbehörde in den drei Westzonen unterstellt und betreute die DP-Camps, siehe United Nations Relief and Rehabilitation Administration (Hg.): The Story of U.N.R.R.A., Washington 1948.
- 84__ Vgl. die Erinnerungen von Salomon Perel auf S. 72ff.
- 85__ Die ORT (Obschtschestwo Rasprostranjenja Truda/Organization for Rehabilitation through Training), die 1880 in St. Petersburg gegründete Organisation zur Förderung des Handwerks, bereitete Juden traditionellerweise in Berufsschulen auf die Auswanderung nach Palästina vor oder eröffnete ihnen eine berufliche Perspektive. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde ORT in ganz Europa, vor allem aber auch in den DP-Camps in Deutschland, Österreich und Italien, aktiv, siehe Leon Shapiro: The History of ORT. A Jewish Movement for Social Change, New York 1980.
- 86__ Die Haganah, hebräisch für Verteidigung, Schutz, wurde 1920 gegründet und gilt als direkter Vorläufer der heutigen „IDF“, der „Israelischen Verteidigungsarmee“. Sie hatte wesentlichen Anteil an der Staatsgründung Israels und seinem militärischen Schutz, siehe Yaacov N. Goldstein: From Fighters to Soldiers. How Israeli Defense Forces Began, Brighton 1998.
- 87__ Der gesamte Text beruht auf einem mit Sally Perel am 11. April 2004 im israelischen Givat Hayim geführten Interview.
- 88__ Sally Perel: Ich war Hitlerjunge Salomon, Berlin 1992; seither zahlreiche Auflagen.
- 89__ Roman Frister: Die Mütze oder Der Preis des Lebens, Berlin 1997.
- 90__ Perel, Hitlerjunge Salomon, S. 8.
- 91__ Bald nach 1933 wurden jüdische Schüler sukzessive von Schulaktivitäten ausgeschlossen. Im September 1935 verfügte das Reichserziehungsministerium in einen Runderlass, dass an allen deutschen Schulen eine möglichst vollständige Rassentrennung durchgeführt werden sollte, siehe dazu Peter Longenrich: Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung, München 1998, S. 45 und 97.
- 92__ Baldur von Schirach (Jg. 1907) wurde nach seinem 1925 erfolgten Beitritt zur NSDAP im Juni 1933 zum „Jugendführer des Deutschen Reiches“ berufen. 1940 von Arthur Axmann abgelöst, behielt Schirach weiterhin die Richtlinienkompetenz für die HJ und wurde darüber hinaus als Gauleiter und Reichsstatthalter in Wien verantwortlich für die Deportation von 185 000 österreichischen Juden, siehe auch Michael Wortmann: Baldur von Schirach. Hitlers Jugendführer, Köln 1982.
- 93__ Zum betrieblichen Ausbildungswesen in Braunschweig, siehe etwa Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 227ff.; Ulrike Gutzmann/Markus Lupa: Vom „Vorwerk“ zum FahrWerk. Eine Standortgeschichte des Werks Braunschweiger, Wolfsburg 2008.
- 94__ Perel, Hitlerjunge Salomon, S. 71.
- 95__ Ebd., S. 86.
- 96__ „RIF-Seife“ und die sich darauf beziehenden Gerüchte, sie wäre aus dem Körperfett ermordeter Juden hergestellt, verweisen zwar auf das Wissen der deutschen Bevölkerung um den Mord an den Juden, jedoch wurde solche Seife nie hergestellt. Der Aufdruck bezog sich vielmehr auf die „Reichsstelle für Industrielle Fettversorgung“ (RIF), vgl. Hilberg, Vernichtung, S. 1034.
- 97__ Das Ghetto Łódź wurde zwischen Juni und August 1944 geräumt und die Juden liquidiert, siehe Sascha Feuchert (Hg.): Letzte Tage. Die Łództer Ghetto-Chronik Juni/Juli 1944, Göttingen 2004.
- 98__ Perel, Hitlerjunge Salomon, S. 148.
- 99__ Ebd., S. 169.
- 100__ Ebd., S. 173f..
- 101__ Siehe auch die Erinnerungen von Sara Frenkel auf S. 54ff.

Bildnachweis

- Sara Frenkel 55, 56, 60, 62, 63, 64, 65, 68, 69, 70, 71
- Julie Nicholson 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 44, 49, 51, 53
- Sally Perel 72, 73, 74, 75, 76, 77, 81, 82, 83, 93
- Moshe Shen 20, 21, 22, 23, 25, 27, 30, 31, 32, 33
- Państwowe Muzeum na Majdanku 58
- Volkswagen Aktiengesellschaft 19, 79, 80, 84, 85, 86, 88

Historische Notate

Schriftenreihe des Konzernarchivs der Volkswagen Aktiengesellschaft

Heft 1

Klaus Kocks/Hans-Jürgen Uhl

AUS DER GESCHICHTE LERNEN.

Anmerkungen zur Auseinandersetzung von Belegschaft, Arbeitnehmervertretung, Management und Unternehmensleitung bei Volkswagen mit der Zwangsarbeit im Dritten Reich (vergriffen)

Heft 2

Markus Lupa

DAS WERK DER BRITEN.

Volkswagenwerk und Besatzungsmacht
1945 – 1949
ISBN 978-3-935112-00-0 (vergriffen)

Heft 3

Jürgen Marose

BILDERZYKLUS „DER BEDROHTE MENSCH“

ISBN 3-935112-01-7 (vergriffen)

Heft 4

Jean Baudet

STO Æ KDF 1943 – 1945.

Die Erinnerungen des Jean Baudet
ISBN 978-3-935112-02-4

Heft 5

Malte Schumacher, Manfred Grieger

WASSER, BODEN, LUFT.

Beiträge zur Umweltgeschichte
des Volkswagenwerks Wolfsburg
ISBN 978-3-935112-09-3 (vergriffen)

Heft 6

Henk 't Hoen

ZWEI JAHRE VOLKSWAGENWERK.

Als niederländischer Student im „Arbeits-
einsatz“ im Volkswagenwerk von Mai 1943
bis zum Mai 1945
ISBN 978-3-935112-03-1

Heft 7

VOLKSWAGEN CHRONIK.

Auf dem Weg zum Global Player
ISBN 978-3-935112-10-9 (vergriffen)

Heft 8

Ralf Richter

IVAN HIRST.

Britischer Offizier und Manager des
Volkswagen Aufbaus
ISBN 978-3-935112-12-3

Heft 9

ABFAHRT INS UNGEWISSE.

Drei Polen berichten über ihre Zeit als Zwangs-
arbeiter im Volkswagenwerk von Herbst 1942
bis Sommer 1945
ISBN 978-3-935112-17-8

Heft 10

Manfred Grieger, Dirk Schlinkert

WERKSCHAU 1.

Fotografien aus dem Volkswagenwerk
1948 – 1974
ISBN 978-3-935112-20-8

Heft 11

ÜBERLEBEN IN ANGST.

Vier Juden berichten über ihre Zeit im
Volkswagenwerk in den Jahren 1943 bis 1945
ISBN 978-3-935112-21-5

Heft 12

OLGA UND PIET.

Eine Liebe in zwei Diktaturen
ISBN 978-3-935112-23-9

Heft 13

Ulrike Gutzmann, Markus Lupa

VOM „VORWERK“ ZUM FAHRWERK.

Eine Standortgeschichte
des Volkswagen Werks Braunschweig
ISBN 978-3-935112-27-7

Heft 14

VOLKSWAGEN FINANCIAL SERVICES AG.

60 Jahre Bank, Leasing, Versicherung – eine Chronik
ISBN 978-3-935112-36-9 (vergriffen)

Heft 15

Markus Lupa

SPURWECHSEL AUF BRITISCHEN BEFEHL.

Der Wandel des Volkswagenwerks
zum Marktunternehmen 1945 – 1949
ISBN 978-3-935112-41-3

Heft 16

Günter Riederer

AUTO-KINO.

Unternehmensfilme von Volkswagen in den
Wirtschaftswunderjahren
ISBN 978-3-935112-39-0

Heft 17

VOM KÄFER ZUM WELTKONZERN.

Die Volkswagen Chronik
ISBN 978-3-935112-04-8

Alle Publikationen stehen zum Download zur Verfügung unter
<https://www.volkswagenag.com/de/group/history.html>

© Volkswagen Aktiengesellschaft
Konzernarchiv
Brieffach 1922
38436 Wolfsburg
Deutschland
E-Mail history@volkswagen.de
Internet www.volkswagenag.com

